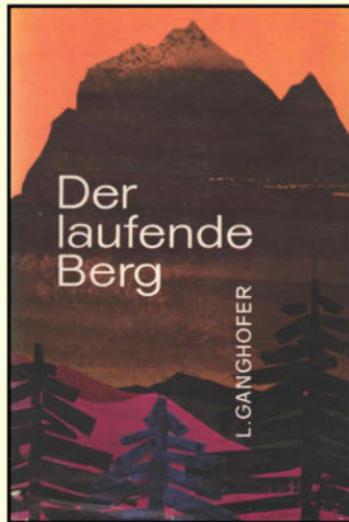
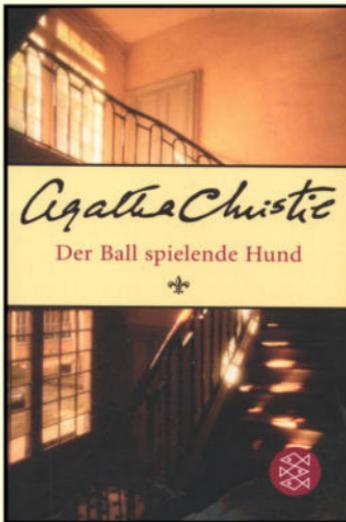
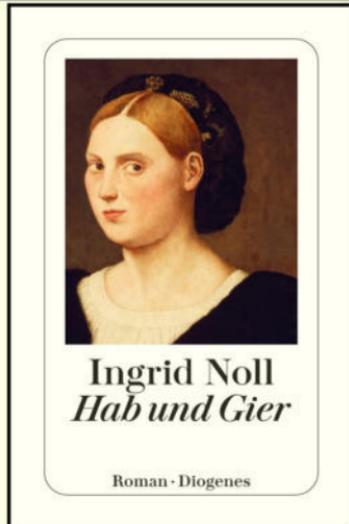


edfc



Fantasia I 205e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1205e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2025 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2025-06

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1205e – Magazin für Phantastik



edfc



Ingrid Noll
Hab und Gier

Roman · Diogenes

***Noll, Ingrid: Hab und Gier**

Ingrid Noll [1935–]

***Hab und Gier* (2014)**

Diogenes 24 311 (TB 254 S./€ 12,00)

Zürich 2015/300

Genre: Krimi

Vor etwa zwanzig Jahren erhielt ich gelegentlich eine Einladung zum Sonntagsbrunch, doch dann kamen Mittagstermine aus der Mode. Die Gastgeber wurden es leid, weil einige der Besucher bis zum Abend blieben und man mehr als eine Mahlzeit auftischen musste. Daher war ich völlig überrascht, als ich kürzlich die handgeschriebene Karte eines ehemaligen Kollegen im Briefkasten fand: Wolfram Kempner, von dem ich schon lange nichts mehr gehört hatte – und der nun offenbar auch aus der Bibliothek ausgeschieden war –, bat an einem bevorstehenden Feiertag zu einem Gabelfrühstück. Ganz der alte Bücherwurm!, dachte ich. Wer außer ihm kannte heute schon noch dieses altmo-

dische, seltsame Wort für einen Imbiss!
(S. 7)

Karla Pinter, dreiundsechzig, Bibliothekarin im Ruhestand, erhält eine Einladung zum Gabelfrühstück von ihrem früheren Kollegen Wolfram Kempner. Kempner ist, wie wir bald erfahren, deutlich älter als Karla und schwer an Krebs erkrankt – er wird nicht mehr lange zu leben haben.

Hier besucht Karla das Grab von Kempners vor einem halben Jahr verstorbener Frau Bernadette.

Immer wieder wunderte ich mich, dass die Verstorbenen persönlich angesprochen wurden: *Ruhe sanft! Wir werden dich nie vergessen! Du fehlst mir!* Selbst die Schleife auf einem verwelkten Kranz war bedruckt: *Ewig Deine Sieglinde*. Ob man davon ausging, dass die Verstorbenen die Botschaften mit Genugtuung zur Kenntnis nahmen? Auch in Todesanzeigen hatte ich schon ähnliche Anreden gefunden und mir ausgemalt, wie man sich im Jenseits gegenseitig die Zeitung vorlas. Während ich mich noch

bei dieser Vorstellung amüsierte, entdeckte ich sie wieder, diese eigenartige und nicht eben freundliche Inschrift auf einer grauen Granitplatte: *Bleib, wo du bist!* (S. 8)

Es hat den Anschein, als würde Kempner seine dahingeschiedene Gattin nicht vermissen, eher ist das Gegenteil zu vermuten. Wie Karla von Kempner erfährt, war Brenadette sehr dominant, gelegentlich auch gewalttätig, unfruchtbar und pflegte Kempners Annäherungsversuche mit den Worten „Bleib wo du bist!“ abzuweisen.

„[...] Ich habe in einem vorläufigen Testament verfügt, dass dieses große Haus versteigert wird und der Erlös an ein Heidelberger Hospiz geht. Ein Viertel des Geldes soll jedoch an dich ausbezahlt werden, wenn du mir eine kleine Gefälligkeit erweist. Ich verlange nur, dass du Kosten und Pflege für meine letzte Ruhestätte übernimmst und ich direkt neben meiner Frau begraben werde. Die Inschrift auf meinem Grab soll lauten: *Dein Feind ist nah.*“

„Wenns weiter nichts ist“, sagte ich erleichtert. „Geht in Ordnung!“ (S. 17)

Kempner macht Karla nicht ein, sondern drei verlockende Angebote: Wenn sie seine Beerdigung übernimmt, soll sie ein Viertel seines großen alten Hauses erben; wenn sie ihn bis zum Tod pflegt, soll ihr die Hälfte zufallen; und wenn sie ihm ins Jenseits hinüberhilft – vorzugsweise durch Würgen, was Bernadette offenbar so gut beherrschte und Kempner womöglich liebte –, dann soll sie Alleinerbin werden.

„Hast du überhaupt schon ein Testament gemacht?“

„Endlich kommen wir zur Sache“, sagte Wolfram und schien sich überhaupt nicht über meine Taktlosigkeit zu ärgern. „Ich habe mir das so gedacht: Ich formuliere drei unterschiedliche Testamente und drucke sie zur Ansicht aus. Wenn du dir eines davon ausgesucht hast, werde ich es mit meinem guten alten Füller abschreiben, mit aktuellem Datum versehen und unterzeichnen. Im ersten Entwurf steht, dass du ein Viertel

meines Vermögens erhältst, wenn du für die Grabpflege und die Inschrift sorgst, der zweite ist für den Fall gedacht, dass du mich so lange wie möglich vor dem Krankenhaus rettetest – dann gibt es die Hälfte.“

Und im dritten Testament? Er machte eine lange Pause, und ich wurde misstrauisch.

Er sagte immer noch nichts. Ich betrachtete die Topfpflanzen, die alle eingegangen waren.

„Es geht um ein Tabu“, begann er schließlich. „Du wirst meine Alleinerbin, falls du mir die Liebe tust und mich umbringst.“

Sekundenlang starrte ich ihn fassungslos an und sprang dann hoch wie von der Tarantel gestochen, wobei dem Sofa eine Staubwolke entwich, die im trüben Lichtstrahl der Stehlampe herumtanzte.

„Bist du wahnsinnig?“, brüllte ich. „Meinst du etwa, im Knast hätte ich Freude an deiner Erbschaft?“

Ohne mich zu verabschieden, lief ich hinaus und vergaß völlig, dass ich ei-

gentlich Küche und Bad inspizieren, die Größe des Gartens abschätzen und nach der Anzahl der Zimmer hatte fragen wollen.

Er folgte mir bis zur Schwelle und rief mir hinterher: „Das ist nicht dein letztes Wort!“ (S. 35f)

Karla, geschockt und verlockt zugleich, weiht ihre beste Freundin, die jüngere Kollegin Judith ein, die sogleich den guten Rat gibt, Schlaftabletten auf Vorrat zu sammeln, was aber mit Kempners bevorzugter Todesart kollidiert.

Immerhin entschließen sich Karla und Judith, bei Kempner einzuziehen und sich vorläufig um ihn zu kümmern. Weil in dem mehrstöckigen Haus einiges umgeräumt werden muss, zieht Judith ihren früheren Freund Cord hinzu. Cord ist groß und kräftig, wirkt sehr schüchtern, hat aber eine dunkle Vergangenheit.

Obwohl Karla Cord nicht ausstehen kann, gelingt es Judith trotzdem, ihn mit ins Haus einzuschleusen. Und so liegt eines Tages, ohne unterschriebenes Testament, Kempner erwürgt in seinem Bett. Jetzt

stellt sich nicht nur die Frage, wer für die Mordtat verantwortlich ist, sondern auch, woher ein Testament nehmen und wie die schier unglaublich habgierige einzige Verwandte des Verstorbenen, eine Nichte seiner Frau, abwimmeln.

Mit Witz und Ironie taucht Ingrid Noll in *Hab und Gier* in die Abgründe der menschlichen Seele ein: Die arme Karla wird anfangs noch ganz rechtschaffen von ihrem Gewissen geplagt, aber mit jedem Schritt fallen ihr, angestachelt von Judith, die Gesetzesübertretungen leichter, bis hin zum grauslich-befriedigenden Ende.



Faye und Jonathan
Kellerman

Nackte Gewalt

Denn dein ist
die Macht

Zwei Romane
in einem Band

GOLDMANN

***Kellerman, Faye & Jonathan: Denn dein ist die Macht**

Faye & Jonathan Kellerman [Faye Kellerman, born Marder, 1952– & Jonathan Kellerman, 1949–]

Nackte Gewalt + Denn dein ist die Macht.

Zwei Romane in einem Band

(Double Homicide. Boston: In the Land of Giants + Santa Fe: Still Life, 2004)

Goldmann 45 969 (TB 286 S./€ 8,95)

München 2005

Aus dem Amerikanischen von Ellen Schlootz

Genre: Krimi

Zwei packende Spannungsromane des erfolgreichen Krimiautoren-Ehepaares in einem Band (Backcover)

Schon die Originalausgabe *Double Homicide* enthält zwei kürzere Kriminalromane von Faye und Jonathan Kellerman.



Faye und Jonathan
Kellerman

Nackte Gewalt
Denn dein ist
die Macht

Zwei Romane
in einem Band

GOLDMANN

Faye & Jonathan Kellerman [Faye Kellerman, born Marder, 1952– & Jonathan Kellerman, 1949–]

Nackte Gewalt

(Double Homicide. Santa Fe: Still Life, 2004)

Goldmann 45 969 (TB S. 1–142/€ 8,95)

München 2005

Aus dem Amerikanischen von Ellen Schlootz

Genre: Krimi

Lawrence Leonard Olafson war vor zehn Jahren über Santa Fe hereingebrochen wie eines dieser plötzlichen Sommergewitter, die am helllichten Tag den Himmel erzittern lassen und die Wüste elektrisieren.

Anders als so ein Wolkenbruch im Sommer war Olafson geblieben.

Als Sohn eines Lehrers und einer Buchhalterin hatte er mit einem Stipendium in Princeton studiert, einen BA in Finanzwissenschaft mit Nebenfach Kunstgeschichte gemacht und alle erstaunt, als er nicht an die Wall Street ging. Stattdessen nahm er einen unter-

geordneten Job bei Sotheby's an, wo er als Laufjunge für einen arroganten Spezialisten für amerikanische Malerei tätig war. Dort lernte er, was sich verkaufte und was nicht, dass Kunstsammeln für manche eine Sucht sein konnte, für andere ein jämmerlicher Versuch, sozial aufzusteigen. Er kroch Leuten in den Hintern, holte Kaffee, suchte sich die richtige Sorte von Freunden und stieg rasch auf. Nach drei Jahren war er Abteilungsleiter. Ein Jahr später handelte er einen besseren Vertrag bei Christie's aus und nahm eine Menge reicher Kunden mit. Nach weiteren achtzehn Monaten war er Leiter einer schicken Galerie auf der Upper Madison Avenue, die sowohl europäische als auch amerikanische Kunst verkaufte. Und verschaffte sich noch mehr Beziehungen.

Mit dreißig besaß er eine eigene Galerie im Fuller Building auf der Sieben- undfünfzigsten Straße West, ein gedämpft beleuchtetes Gewölbe mit hohen Decken, wo er Bilder von Sargent, Hassam, Frieseke und Heade sowie drittklassige flämische Blumengemälde

an Leute mit altem Geld verkaufte und an solche mit etwas neuerem Geld, die so taten, als gehörten sie zu den Leuten mit altem Geld. (S. 13f)

Larry Olafson ist ein überaus erfolgreicher Galerist und Santa Fe.

Die Hauptattraktion befand sich in Zimmer Nummer zwei. Die Leiche lag so, wie sie gestürzt war, auf dem gebleichten Kiefernboden.

Ein großes, scheußliches Stilleben.

Larry Olafson lag auf dem Bauch, den rechten Arm unter dem Körper angewinkelt, den linken mit gespreizten Fingern von sich gestreckt. (S. 18f)

In ebendiese Galerie werden die Detectives Darrel Two Moons und Steve Katz gerufen, denn Olafson liegt tot in seiner Galerie, erschlagen offenbar mit einem abgängigen Kunstwerk, auf dessen Sockel man noch den Titel „Gewalt“ lesen kann.

Er und Darrel traten nahe an die Leiche heran und betrachteten das, was

einst der Hinterkopf von Larry Olafson gewesen war.

Gebräunte, kahle Kopfhaut war zu Brei geworden. Der weiße Pony und der Pferdeschwanz waren blutverkrustet und mit Gehirnmasse beschmiert. Das hatte die Haare völlig steif werden lassen und dunkelrot, wie mit blutigem Henna gefärbt. Ein feiner Sprühregen winziger Blutströpfchen war gegen die Wand rechts von Olafson gespritzt. Er musste heftig aufgeschlagen sein. Ein kupfriger Geruch lag in der Luft. (S. 19)

Nach den Aussagen von Freunden und Bekannten des Opfers zu urteilen, musste Olafson ein schier wunderbarer Mensch gewesen sein. Erst langsam kommt zutage, dass er offenbar neben seiner professionellen Freundlichkeit aus eine außergewöhnliche Arroganz an den Tag legen konnte.

Nackte Gewalt ist ein unterhaltsamer und lesenwerter kurzer Krimi.



Faye und Jonathan
Kellerman

Nackte Gewalt

Denn dein ist
die Macht

Zwei Romane
in einem Band

GOLDMANN

***Kellerman, Faye & Jonathan: Denn dein ist die Macht**

Faye & Jonathan Kellerman [Faye Kellerman, born Marder, 1952– & Jonathan Kellerman, 1949–]

Denn dein ist die Macht

(Double Homicide. Boston: In the Land of Giants, 2004)

**Goldmann 45 969 (TB S. 143–286/€ 8,95)
München 2005**

Aus dem Amerikanischen von Ellen Schlootz

Genre: Krimi

Nicht dass Dorothy neugierig wäre. Sie inspizierte den Rucksack nur, weil er stank. Aus fünf braunen Lunchtüten sickerte das verdorbene Essen von fünf Tagen – Traum einer jeden Mikrobe. Nachdem sie vorsichtig mit den Fingerspitzen das die Geruchsnerven beleidigende Zeug entfernt hatte, bemerkte sie etwas zwischen den zusammengeknüllten Blättern und Lehrbüchern auf dem Boden des Rucksacks. Es war nur ein winziges Aufblitzen von etwas Metall-

schem, doch es traf sie wie ein bössartiger Schlag.

Ihr Herz hämmerte in ihrem Brustkorb. Vorsichtig schob sie den ganzen Kram beiseite, bis das Objekt völlig freigelegt war – ein Smith-8c-Wesson-Revolver, ein alter. Dorothy nahm die Waffe aus dem Rucksack und untersuchte sie. Sie war voller Kratzer und Kerben und um die Mündung herum rostig. Sehr schlecht gepflegt. Die sechs Kammern waren leer, aber das war nur ein schwacher Trost. (S. 147)

It wasn't that Dorothy was nosy. She was going through the backpack because it stank. Five days' worth of rotted food leaked from brown lunch bags—a microbe's dream. After carefully extracting the olfactory offense with her fingertips, she saw something at the bottom, partially buried beneath crumpled papers and textbooks. Just the merest wink of metal, but it spoke to her with malevolence.

Her heart slammed against her chest.

Gingerly, she pushed away the junk on top until the object was completely exposed—a Smith & Wesson revolver, an old one. Taking it out of the knapsack, she examined the weapon. Nicked, scarred, rust around the muzzle. Poorly maintained. Six blank chambers, but that was meager comfort.

Die afroamerikanische Polizistin Dorothy Breton lebt in Boston und ist alleinerziehende Mutter zweier Söhne: Spencer, fünfzehn Jahre alt, geht noch auf die Highschool, während Marcus, einundzwanzig, das Boston Ferris College besucht und dort mit großem Erfolg Basketball spielt. Dass Dorothy im Rucksack von Spencer einen Revolver entdeckt, ist ein großer Schock für sie, aber in Boston ist es offenbar nicht ungewöhnlich, dass sich Jugendliche Schusswaffen besorgen. Immerhin gelingt es Dorothy, Spencer davon zu überzeugen, künftig brav auf dem Weg des Gesetzes zu bleiben.

Doch dann wird Dorothy abgelenkt, denn sie und ihr Kollege Michael McCain werden zu einem Mordfall gerufen.

McCain hörte Sirenen aus dem Hörer und eine männliche Stimme, die schrie: „*Hol sofort Mom!*“ Er nahm Spencer den Hörer ab. „Marcus, hier ist Micky. Was ist passiert?“

„Es ist schlimm, Mick!“

„Was ist passiert? Alles okay mit dir?“

„Ja, mit mir schon. Aber es ist schrecklich. Jemand hat hier rumgeballert...“

„Oh mein Gott!“

„Alle weinen und schreien. Überall ist Blut. Die Cops haben die Türen abgesperrt.“

„Wo bist du, Marcus?“ McCains Herz raste.

„In einem Club in Downtown Boston.“

„Wo genau in Downtown Boston?“

„Auf der Lansdowne Avenue.“

„Im Avalon?“

„Nein, ein neuer Club ... irgendwas mit Genie ... Einen Moment... Yeah, er heißt Pharaoh's Genie. Zwei Blocks vom Avalon entfernt.“

„Ich bin sofort mit deiner Mutter da. Du verheimlichst mir auch wirklich nichts? Mit dir ist alles okay?“

„Ja, mir fehlt nichts, Micky. Abe rich kann dir sagen, es ist echt schrecklich. Julius ist tot.“ (S. 179f)

McCain could hear sirens over the line, a male voice screaming, „*Go get Mom now!*” He grabbed the phone from Spencer. „Marcus, it’s Micky. What’s wrong?”

„It’s bad, Mick!”

„What happened? Are you okay?”

„Yeah, I’m okay, but it’s bad. Someone shot up the place—”

„Oh my God!”

„Everyone’s screaming and crying. Blood all over the place. Cops have sealed off the doors.”

„Where are you, Marcus?” McCain’s heart was doing a steeplechase.

„I’m at a club in downtown Boston.”

„Where in downtown Boston?”

„In Lansdowne.”

„At the Avalon?”

„No, a new one ... something Genie ... Wait a sec ...

Yeah, it’s called Pharaoh’s Genie. It’s a couple blocks past Avalon.”

„I’ll grab your mother, we’ll be right down. You swear you’re not hiding anything? You’re okay, right?”

„Yeah, I’m whole, Micky. But I’m telling you it’s real bad. Julius is dead.”

Im einem neuen Club mit dem Titel Pharaoh’s Genie ist Julius Van Beest, der überragende Basketball-Star des Ferris College, erschossen worden – und der schwer geschockte Marcus war mit anwesend.

Zeugen haben gesehen, dass der Bastkettballer Patrick Delveccio vom Ducaine College mit einer Schusswaffe hantiert hatte. Alle haben die Schüsse gehört, aber niemand ist direkt Zeuge geworden, dass Patrick auch tatsächlich gefeuert hat. Es wird eine schwierige Angelegenheit, Patrick den Mord nachzuweisen, insbesondere, das sein College den besten verfügbaren Anwalt für ihn engagiert.

Denn dein ist die Macht ist ungeachtet des deplatzierten deutschen Titels ein ausnehmend spannender, mitreißender und vorzüglich erzählter Krimi, gerade weil die sympathische weibliche Polizistin sich auch

um das Wohl ihrer eigenen Söhne sorgen muss.

Möglicherweise haben Faye und Jonathan Kellerman, beide bekannte Krimiatouren, die zwei Kurzromane nicht zusammen geschrieben: Von der Erzählweise her wäre zu vermuten, dass *Nackte Gewalt* von Jonathan und *Denn dein ist die Macht* von Faye Kellerman stammen könnte.

LEENDERS/BAY/LEENDERS



KÖNIGS- SCHIESSEN

KRIMI

|gr|af|it|

**Hiltrud Leenders & Michael Bay & Artur
Leenders**

Helmut Toppe 1: Königsschießen (1992)

Grafit 029 (TB 164 S./DM 14,80)

Dortmund 1999, 12. Auflage

Genre: Krimi

„Wer ist der Tote, und wie ist es passiert?“

„Also, der Mann heißt Heinrich Verhoeven, ist siebzig Jahre alt und hat die Bäckerei hier. Er war auf dem Rückweg vom Schützenfest, als er erschossen wurde.“ (S. 25)

Hauptkommissar Helmut Toppe aus Kleve plagt sich mit einem Serienräuber herum, der mit einem Motorrad zu flüchten pflegt und einfach nicht zu fassen ist.

Doch dann kommt es zu einem Mord: Nach einem großen Fest des Keekener Schützenvereins, gegründet 1710, wird der Teilnehmer Heinrich Verhoeven auf dem Friedhof erschossen aufgefunden.

Der Zeuge Bongartz berichtet.

„Ich war so fuffzich, sechzich Meter hinter den Verhoevens, mit meinem Freund Tebartz; das ist der Küster hier. Bei dem übernachtete ich schon mal, wenn ich was getrunken habe.“

Der Regen hatte den Mann völlig durchnäßt und lief ihm von den sträh-nigen Haaren herunter über das Ge-sicht. Er wischte sich die Stirn.

„Wir gehen also hinter denen und ich sag’ noch: ‚Die arme Ingeborg’, die bei-den Alten hatten nämlich gut getankt, und da hör’ ich den Schuß. Sehen konn-te ich nichts wegen der hohen Hecke. Aber ich höre die Ingeborg schreien und renne los, und da liegt der Heinrich mit dem Gesicht nach vorne auf dem Weg. Und ich frage: ‚Von wo kam der Schuß?’, aber die Ingeborg schreit nur. Und ich gucke mir an, wie Heinrich da liegt, und ich mein’ auch, ich hätte was gehört, und dann bin ich hier in die Richtung gelaufen. Aber dann war nichts mehr zu hören, und sehen konn-te ich auch nichts. Und dann kamen auch schon alle angelaufen. Ich habe da-für gesorgt, daß hier keiner auf den

Friedhof kommt, damit nicht alles zertrampelt wird.“ (S. 26)

Königsschießen ist ein unterhaltsamer Krimi mit einigen Lokalkolorit, verfasst von dem sogenannten „Trio Criminale“ Leenders & Bay & Leenders.



Ingrid Noll
Tea Time

Roman · Diogenes

*Noll, Ingrid: Tea Time

Ingrid Noll [1935–]

Tea Time

Diogenes (HC 220 S./€ 25,00)

Zürich 2022/50

Genre: Krimi

„Wow“, sagte Franzi, „ich sehe schon, du willst mich übertrumpfen. Aber sind wir wirklich etwas Besonderes? Ich kenne zwei Lehrerinnen in meiner Schule, die durchaus einen Knall haben, aber Eva und Corinna funktionieren im Alltag tadellos. Es wäre great, wenn man mal ein Forschungsprojekt starten würde, um die Häufigkeit solcher Macken etwas genauer zu untersuchen.“

In unserer Begeisterung öffneten wir eine zweite Flasche Prosecco, und aus dieser Sektlaune heraus beschlossen wir, den Klub der Spinnerinnen zu gründen.

Es war im wahrsten Sinn des Wortes eine Schnapsidee. (S. 20)

Nina arbeitet in Weinheim in einer Apotheke; ihr großes Hobby ist das fotografieren von winzigen, unbeachteten Kräutern; außerdem hat sie auch noch eine uneingestandene kleptomatische Ader. Ihre Freundin Franziska hat ebenfalls einen Spleen: Sobald sie ein Tuch oder einen Teppich mit Fransen sieht, muss sie diese so gerade wie nur möglich kämmen.

Und nun kommt Franzi auf die Idee, mit vier weiteren Freundinnen, die ebenfalls ausgefallene Hobbies haben, den Club der Spinnerinnen zu gründen: Corinna und Eva sind Lehrerinnen; Jelena arbeitet in einem Supermarkt; und Heide ist in der Stadtverwaltung angestellt.

Nach etlichen gemeinsamen Abenteuern verliert die arme Nina unterwegs ihre Handtasche. Es meldet sich zum Glück ein ehrlicher Finder namens Andreas Haase, der sich jedoch als nicht so aufrecht herausstellt, wie man hoffen würde, denn er versucht von Nina sexuelle Gegenleistungen zu erpressen.

Doch als er noch etwas näher herandrückte, konnte ich nicht weiter zurück-

weichen, denn ich berührte bereits mit dem Rücken die Wand. Mein Herz begann zu rasen, ich reagierte panisch und stieß ihn mit beiden Händen und aller Kraft von mir weg. Der angetrunkene Mann taumelte, verlor den Halt, schrie „Scheiße!“ und stürzte. Im Fallen wollte er sich noch an einem offenen Regal festhalten, wobei er ein Tablett mit Gläsern und Gewürzdosen mit sich riss. Einer seiner Flip-Flops flog mir um die Ohren. Nach einem ohrenbetäubenden Gepolter war es plötzlich ganz still, und schon nach den ersten Schrecksekunden erfüllte mich ein Gefühl grenzenloser Schadenfreude. Ich hatte ihn besiegt. (S. 48f)

Haase bleibt mit einer Kopfwunde liegen; Nina telefoniert Franzi um Hilfe; Franzi überredet Nina, Haase in seinem Blut liegen zu lassen und überdies sein Handy mitzunehmen, damit er keine Hilfe holen kann.

Gut, Haase kommt mit dem Leben davon, aber der Schreck ist bei Nina doch sehr groß, als sie erfährt, dass dieser Lüstling der Vater von Jelenas Zwillingen ist. Und Je-

lena, deren Talent in der Zukunftsschau mit Hilfe von Wolkengebilden besteht, macht sogleich, ohne vom Schicksal ihres Ex zu wissen, eine düstere Prophezeiung.

„[...] Aber schaut doch mal nach oben! Die Wolke über mir sieht aus wie ein Totenkopf mit zwei Röhrenknochen, das ist ein böses Vorzeichen!“

Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter, aber Corinna kehrte die Lehrerin heraus und meckerte: „Quatsch keine Opern! Bisher hast du immer etwas Erfreuliches am Himmel entdeckt, dabei sollte es auch bleiben. Basta! [...]“ (S. 62)

Allerdings weiß Haase durch Ninas Ausweis in der Handtasche, wer ihm so übel mitgespielt hat, und taucht unvermutet im Haus, in dem Nina und Franzi zwei separate Wohnungen haben, auf. Doch Franzi weiß zum Glück aus den Kräutlein, die Nina auf ihrem Fensterbrett züchtet, einen starken Tee für den Läderten zu brauen...

Tea Time beginnt so wunderbar idyllisch mit der unschuldigen Freundschaft von

sechs nur ein klein wenig exzentrischen jungen Frauen – aber bald versinkt die arme Nina im Abgrund des Unrechts. Anfangs sträubt sich ihr Gewissen, doch Franzl weiß ihr alle Bedenken kurzerhand auszureden, bis sie schließlich sogar bereit ist, Gift im Tee zu akzeptieren. Schließlich kann man sich Gewissensbisse auch verkneifen – hauptsächlich, man wird nicht erwischt. Ingrid Noll serviert ihr bedenkliches Gebräu mit Witz und Ironie, sehr zum nicht immer zu rechtfertigenden Vergnügen des Lesers.

Hier folgt noch eine kleine Kostprobe der Erzählkunst unserer bewährten Autorin.

Punkt acht Uhr war ich in der Apotheke und musste mich gleich über eine raffgierige Kundin ärgern, die alle nur möglichen Pröbchen kassieren wollte: Taschentücher, Cremes, Magnesium-Kautabletten, Kugelschreiber und jetzt im Spätjahr natürlich Kalender. Sie sah nicht ein, dass auch für andere etwas übrig bleiben sollte.

„Sie haben doch schon letztes Mal unseren Landschafts-Kalender bekom-

men“, wagte ich zu sagen. Und schon war sie tief beleidigt. Kaum war sie fort, als ein leicht dementer Patient aufkreuzte, der außer seinen üblichen Medikamenten noch ein halbes Pfund Butter verlangte. Während meine Chefin nur milde lächelte, reagierte ich fast depressiv. Wie traurig konnte das Altwerden doch sein! Meine Kolleginnen Johanna und Ines nahmen sich immer Zeit für einsame alte Menschen, hörten sich nicht nur die gesundheitlichen, sondern auch die sozialen, finanziellen oder familiären Probleme geduldig an und trugen dazu bei, dass unsere Apotheke gern besucht wurde. Früher hatte auch ich mich fast wie eine Psychotherapeutin gefühlt, jetzt eher als soziale Versagerin. (S. 226f)

Ross
Macdonald
Durchgebrannt



Diogenes

*Macdonald, Ross: Durchgebrannt

Ross Macdonald [Kenneth Millar, 1915–1983]

Lew Archer 14: Durchgebrannt
(*The Instant Enemy*, 1968)

Diogenes 20 868 (TB 364 S./DM 8,80)

Zürich 1983/60

Aus dem Amerikanischen von Helmut Degner

Genre: Krimi

Keith Sebastian trat in Hemdsärmeln aus dem Haus. Er war ein gutaussehender Mann von etwa Vierzig mit dichtem, lockigen, braunen Haar, an den Schläfen graumeliert. Er hatte sich noch nicht rasiert, und die Bartstoppeln an seinem Kinn sahen aus wie eingeriebener Schmutz.

„Schön, daß Sie so schnell gekommen sind“, sagte er, als ich mich vorgestellt hatte. „Ich weiß, es ist eine unchristliche Zeit –“

„Nicht so schlimm – Sie haben sie sich ja nicht ausgesucht. Ich nehme an, sie ist noch nicht heimgekommen.“

„Nein. Nachdem ich Sie angerufen hatte, stellte ich fest, daß noch etwas fehlt. Meine Schrotflinte und eine Schachtel Patronen.“

„Sie glauben, Ihre Tochter hat sie mitgenommen?“

„Ich befürchte es. Der Gewehrschrank ist nicht aufgebrochen, und niemand anders weiß, wo der Schlüssel ist. Außer meiner Frau, natürlich.“ (S. 5f)

Keith Sebastian came out of the house in shirt sleeves. He was a handsome man of forty or so, with thick curly brown hair frosted at the sides. He hadn't shaved yet, and his growth of beard looked like fibrous dirt that his lower face had been rubbed in.

„It's good of you to come right out,“ he said when I had introduced myself.

„I realize it's an ungodly hour—“

„You didn't pick it, and I don't mind. I gather she hasn't come home yet.“

„No, she hasn't. Since I called you I've found out something else is missing. My shotgun, and a box of shells.“

„You think your daughter took them?“

„I'm afraid she must have. The gun cabinet wasn't broken, and nobody else knew where the key to it was. Except my wife, of course.“

Keith Sebastian, angestellt bei der Centennial Bank, lebt mit seiner Frau in Woodland Hills. Zu nachtschlafener Zeit beansprucht er die Hilfe von Privatdetektiv Lew Archer, denn seine siebzehnjährige Tochter Sandy ist mit dem neunzehnjährigen Davy Spanner auf und davon, nicht ohne die Schrotflinte des Vaters mitgehen zu lassen. Was Archer über Davy hört, lässt ihn vermuten, dass dieser wegen Gewalttaten vorbestrafte junge Mann paranoide und psychopathische Züge hat.

„In einer üblen Kneipe in West Hollywood hab' ich sie aufgestöbert. Eng umschlungen saßen sie vor allen Leuten da. Ich hab' ihm gesagt, wenn er meine Tochter nicht in Ruhe lässt, dann hol' ich meine Schrotflinte und knall' ihn ab.“

„Mein Mann sieht sich zu viele Krimis im Fernsehen an“, sagte Mrs. Sebastian trocken.

„Mach dich ruhig lustig über mich; Bernice. Was ich getan hab’, war völlig richtig. Meine Tochter hat sich mit einem Kriminellen rumgetrieben. Ich hab’ sie heimgebracht und in ihr Zimmer gesperrt. Was hätte ich denn sonst tun sollen?“

Diesmal schwieg seine Frau. Sie bewegte langsam ihren zarten, dunklen Kopf hin und her.

Ich sagte: „Woher wissen Sie, daß der junge Mann ein Krimineller ist?“

„Er hat wegen Autodiebstahls im Distriktsgefängnis gesessen.“

„Wegen einer Spritzfahrt.“

„Nenn’s, wie du willst. Außerdem war es nicht sein erstes Delikt.“

„Woher wissen Sie das?“

„Bernice hat es in ihrem Tagebuch gelesen.“ (S. 9f)

„I hunted them down in a weird joint in West Hollywood. They were sitting there in public with their arms around

each other. I told him if he didn't stay away from my daughter I'd take my shotgun and blow his bloody head off."

„My husband watches a good deal of television," Mrs. Sebastian said dryly.

„Make fun of me if you want to, Bernice. Somebody had to do what I did. My daughter was running wild with a criminal. I brought her home and locked her in her room. What else could a man do?"

His wife was silent for once. She moved her fine dark head slowly from side to side.

I said: „Do you know the young man is a criminal?"

„He served time in the county jail for auto theft."

„Joy riding," she said.

„Call it what you like. It wasn't a first offense, either."

„How do you know?"

„Bernice read it in her diary."

So sehr sich Sebastian auch über die Gewaltbereitschaft Davys empört, scheint er doch selbst auch bereit zu sein, zur Waffe

zu greifen, wenn er es für nötig hält, worüber sich seine Frau ironisch mokiert.

Sebastian senkte den Kopf wie ein Angeklagter vor Gericht. Doch dann sagte er leise: „Bei Gott, wenn er sie nicht zurückbringt, bring’ ich ihn um.“

„Eine gute Idee, Keith“, sagte seine Frau. (S. 12)

Sebastian hung his head like a prisoner in the dock. But he said under his breath: „By God, I will kill him if he doesn’t bring her back.“

„Good thinking, Keith,“ his wife said.

Archer nimmt nach bewährter Methode seine Nachforschungen auf. Als erstes kitzelt er aus Sandys Freundin Heidi Gensler die Information heraus, wo sich Davy und Sandy aufhalten.

Archer stößt die Beiden auf, doch es zeigt sich, dass Sandy alles andere als gewillt ist, nach Hause zu kommen.

Sandy kam an die Tür. Sie trug eine dunkle Brille, die ihr Gesicht ausdrucks-

los machte. Wie Davy trug sie einen schwarzen Pullover. Sie beugte sich vor und lehnte sich mit jener rührenden Verworfenheit, deren nur ganz junge Mädchen fähig sind, an Davy. Ihr Gesicht war starr und blaß, und ihr Mund bewegte sich kaum, als sie sprach.

„Ich kenne Sie nicht.“

„Ihre Mutter schickt mich.“

„Damit Sie mich wieder heimschleppen?“

„Ihre Eltern wüßten verständlicherweise gern, was Sie vorhaben.“

„Sagen Sie ihnen, sie werden bald genug dahinterkommen.“ Es klang eigentlich nicht gereizt oder wütend. Ihre Stimme war dumpf und ruhig. (S. 35)

She came to the doorway wearing dark glasses which robbed her face of meaning. Like Davy, she had on a black sweatshirt. Her body thrust itself forward and leaned on Davy's with the kind of heartbroken lewdness that only very young girls are capable of. Her face was set and pale, and her mouth hardly moved when she spoke.

„I don't know you, do I?“

„Your mother sent me.“

„To drag me back home again?“

„Your parents are naturally interested in your plans. If any.“

„Tell them they'll find out soon enough.“ She didn't sound angry in the usual sense. Her voice was dull and even.

Wie sich später herausstellt, sind sowohl Davy als auch Sandy auf einem Rachezug, um Menschen, die ihnen Böses angetan haben, zu bestrafen. Doch noch tappen sowohl Archer als auch Sandys Eltern völlig im Dunkeln.

Bei einem weiteren Besuch Archers sind die zwei Vögel ausgeflogen. Doch sie haben einen handgezeichneten Plan einer Ranch hinterlassen, die einem der reichsten Kalifornier gehört, Stephen Hackett, dem Chef von Sandys Vater. Planen sie etwa einen Überfall?

Je weiter Archer seine Nachforschungen in *Durchgebrannt* vorantreibt, desto verworrener und undurchsichtiger wird der Fall: Es werden immer mehr Verwandte,

Sexualpartner und Bekannte in die Sache hineingezogen, bis der Leser Mühe hat, noch den Überblick zu behalten. Auch an aufgeklärten und ungelösten Todesfällen fehlt es nicht, sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit, wobei es gerade immer die gutmütigsten Menschen sind, die ins Gras beißen müssen, während die Mörder, sofern man sie überhaupt kennt, sich offenbar jahrzehntelanger Straffreiheit erfreuen. Und gerade Davy wird zwar von unberechenbaren Aggressionen beherrscht, aber die Schuld daran, und zwar eine ungeheuer große Schuld, tragen Andere. Auch Sandy leidet unter einer großen seelischen Last, die skrupellose Männer zu verantworten haben.

Doch selbst der mildeste Bürger kann über die Grenze des Erträglichen getrieben werden, so dass auch er zum Mörder wird – wobei er allerdings, im Gegensatz zu den routiniert Böartigen, stets das falsche, unschuldige Opfer erwischt. *Durchgebrannt* erweist sich daher als nicht nur ausnehmend spannender und dramatischer Krimi, sondern auch als schwermütiger und pessimistischer Roman, bei dem sich Recht und

Gesetz nicht so zielsicher behaupten, wie man es sich gern erhoffen würde.

Das Ein-Dollar-Spezialmenu für Geschäftsleute bestand aus einem warmen Roastbeef-Sandwich mit Pommes frites und Kaffee. (S. 52)

The Special Businessman's Dollar Lunch was a hot beef sandwich with French fries and coffee.

Zuletzt sieht man hier noch ein Zitat, das zeigt, für wie wenig Geld man noch im Jahr 1968 essen konnte, während man heute für das Zehnfache gerade noch einen Kaffee bekommt.

Agatha
Christie

MORD
AUF DEM
GOLFPLATZ

Ein Fall für Poirot

ATLANTIK

A

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

***Hercule Poirot 2: Mord auf dem Golfplatz*
(*The Murder on the Links*, 1923)**

Atlantik (TB 240 S./€ 10,00)

Hamburg 2018, 2. Auflage

Aus dem Englischen von Gabriele Haefs

Genre: Krimi

Ich habe Hercule Poirot schon an anderer Stelle beschrieben. Ein außergewöhnlicher kleiner Mann! Einen Meter zweiundsechzig groß; mit leicht schräg gehaltenem eierförmigem Kopf; Augen, die grün leuchten, wenn er in Erregung gerät; ein steifer militärischer Schnurrbart und eine Ausstrahlung von immenser Würde. Immer sah er adrett und elegant aus. Er brachte überhaupt jeglicher Ordnung ein leidenschaftliches Interesse entgegen. Ein schiefstehender Ziergegenstand, ein paar Staubkörner, eine kleine Nachlässigkeit in der Kleidung, das alles bedeutete für den kleinen Mann wahrhafte Folter, solange er die Sache nicht geraderücken konnte.

Seine Gottheiten hießen „Ordnung“ und „Methode“. Er brachte greifbaren Indizien wie Fußspuren oder Zigarettenasche eine gewisse Verachtung entgegen und erklärte immer wieder, solche Fundstücke allein könnten einen Detektiv niemals zur Lösung eines Falls befähigen. Hatte er das gesagt, tippte er sich mit absurder Selbstzufriedenheit an seinen Eierkopf und bemerkte mit tiefer Befriedigung:

„Die wirkliche Arbeit geschieht im Kopf. *Die kleinen grauen Zellen* – vergessen Sie niemals die kleinen grauen Zellen, *mon ami!* (S. 15f)

Captain Hastings, Privatsekretär eines Abgeordneten, und der frühere Kommissar der belgischen Polizei, Hercule Poirot, haben Freundschaft geschlossen und zusammen bereits einen rätselhaften Kriminalfall gelöst.

Diesmal werden sie von einem Brief Paul T. Renaulds nach Frankreich gelockt, denn dieser begüterte Privatier erbittet die Hilfe Poirots, weil er um sein Leben fürchtet. So

macht sich das Detektivische Duo auf nach Merlinville.

In diesem Moment hielten wir vor einem großen grünen Tor und stießen wie aus einem Munde einen überraschten Ruf aus. Vor dem Tor stand ein imposanter *seigent de ville*. Er hob die Hand, um uns den Weg zu versperren.

„Sie können hier nicht durch, Messieurs.“

„Aber wir möchten zu Mr Renauld“, rief ich. „Wir sind mit ihm verabredet. Das ist doch sein Haus, oder?“

„Das schon, Monsieur, aber ...“

Poirot beugte sich vor.

„Aber was?“

„Monsieur Renauld ist heute Morgen ermordet worden.“ (S. 24)

Poirot & Hastings sind zu spät gekommen: Renauld ist tot. Doch Kommissar Lucien Bex und Untersuchungsrichter Hautet, die Poirot noch von früher her kennen, sind dankbar um jede Unterstützung.

Die Befragung der Zofe bringt erste Erkenntnisse.

Als die junge Zofe Leonie ihre Herrin aufsuchte, fand sie diese zu ihrem Entsetzen gefesselt und geknebelt vor, und gleich darauf traf die Nachricht ein, dass Monsieur Renauld mit einem Messer im Rücken tot aufgefunden worden sei.“

„Wo denn?“

„Das gehört zu den seltsamsten Aspekten dieses Falls. Monsieur Poirot, der Leichnam lag mit dem Gesicht nach unten in einem offenen Grab!“

„Was?“

„Ja. Das Grab war frisch ausgehoben – nur wenige Meter von diesem Grundstück entfernt.“

„Und wie lange war er schon tot?“

Diese Frage wurde von Dr. Durand beantwortet.

„Ich habe den Leichnam heute Morgen um zehn untersucht. Der Tod muss zwischen sieben und zehn Stunden vorher eingetreten sein.“

„Hm. Also zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens.“

„Genau, und nach Madame Renaulds Aussage muss es nach zwei Uhr ge-

schehen sein, was den Spielraum noch verkleinert. Der Tod ist offenbar sofort eingetreten, und Selbstmord kann es nicht gewesen sein.“ (S. 28)

Noch merkwürdiger kann ein Mordfall kaum sein: Renaulds Ehefrau Eloise war überfallen und gefesselt worden; der Tote liegt ein wenig außerhalb des Grundstücks in einem offenen Grab mit einem Messer im Rücken; und er ist nur mit einem Morgenmantel bekleidet.

Warum macht sich ein Mörder die Mühe, ein Grab auszuheben, schüttet es dann aber über der Leiche nicht zu? Was macht das Opfer in aller Frühe kaum bekleidet außerhalb des Hauses? Warum wurde die Frau überfallen, wenn doch nichts gestohlen wurde?

Wir dürfen davon ausgehen, dass es Hercule Poirot in dem unterhaltsam-konventionellen Krimi *Mord auf dem Golfplatz* dank seiner regen grauen Zellen – er schätzt scharfes Nachdenken höher als dröges Sammeln von Spuren – gelingen wird, den Fall zu lösen.

In späteren Jahren hat sich Agatha Christie darauf verlegt, verschiedene Stilrichtungen des Romans in ihre Krimis zu integrieren. In diesem ihrem dritten Werk sucht sie wie im ersten Poirot-Roman die Nähe zu Arthur C. Doyle, allerdings nicht in Form bloßer Imitation, denn an die Stelle des biedereren, älteren Militärarztes tritt ein junger, schneidiger Offizier; und den Platz des abweisenden, detailversessenen Fixers nimmt ein jovialer Belgier ein.



Ingrid Noll
Halali

Roman · Diogenes

***Noll, Ingrid: Halali**

Ingrid Noll [1935–]

Halali

Diogenes (HC 320 S./€ 22,00)

Zürich 2017/500

Genre: Krimi

Ohne den Umschlag zu zerfetzen, konnte sie ihn behutsam öffnen. Innen lag kein Liebesbrief, sondern nur ein schmaler Papierstreifen. Karin las die Großbuchstaben vor:

ONKEL HERMANN GESTORBEN.
22.7.11.45 (S. 34)

Die Witwe Holda ist zweiundachtzig Jahre alt und lebt in Bad Godesberg im gleichen Hochhaus wie ihre Enkelin Laura. Laura hilft ihrer Oma bei Besorgungen, dafür wäscht und bügelt Holda Lauras Wäsche, wofür sie von ihr die liebevoll-spöttisch Frau Holle genannt wird.

Und manchmal erzählt ihr Holda aus ihrer Jugendzeit. Im Jahr 1955 ist die Bäckerstochter Holda fast volljährig und entflieht dem Elternhaus. Jetzt arbeitet sie als

Sekretärin im Bonner Innenministerium. Ihre beste Freundin und Kollegin heißt Karin Bolwer; mit ihr geht sie hin und wieder auch spazieren. Ins Freie muss Holda sowieso, denn sie hat mir ihrer Wirtin vereinbart, dass sie zum Ausgleich dafür, dass die Miete ihres winzigen Zimmers etwas billiger ausfällt, deren Hund Rüdiger regelmäßig ausführt.

Und bei einem dieser Spaziergänge entdeckt der Hund einen Starenkasten, der ungewöhnlich niedrig angebracht ist. Neugierig schauen die Beiden hinein und finden einen Brief mit einer Nachricht, die sie dahingehend interpretieren, dass Onkel Hermann am 22.7. um 11.45 gestorben ist. Seltsam daran ist allerdings, dass an diesem Tag erst der 19.7. ist.

„Weißt du noch die Zahl?“, fragte ich. Karin nickte. Im Gegensatz zu mir konnte sie sich Telefonnummern und Geburtstage ausgezeichnet merken.

„Vielleicht eine Telefon- oder Tresornummer? Der 22.7. könnte aber auch ein Datum sein“, überlegte sie.

„Und 11.45 eine Uhrzeit“, sagte ich, und wir grinnten uns stolz an. So schlaue wie der unbekannte Absender waren wir allemal, aber das half uns auch nicht weiter. Oder doch? Ich zählte die Tage an den Fingern ab.

„Heute ist der Neunzehnte – also ist der 22. Juli am nächsten Sonntag!“, sagte ich. „Wie ich es auch drehe und wende, dieser Wisch bleibt mir ein Rätsel! Man kann Hermanns Tod doch nicht für den kommenden Sonntag vorhersagen, noch dazu auf die Minute genau!“

Karin tätschelte Rüdigers Kopf. „Der Pudel meiner Kusine heißt Theo. Am Ende ist Hermann ein Hund, der eingeschläfert werden soll – aber am Sonntag hat keine Tierarztpraxis geöffnet. Falls es jedoch um einen Menschen geht, soll der Komplize vielleicht Punkt 11.45 Uhr das Zielfernrohr auf den armen Onkel richten!“, überlegte sie. „Es könnte sich um ein geplantes Attentat handeln! Heißt irgendein Politiker Hermann? Oder ist das nur ein Deckname? Wir müssen recherchieren, ob wieder eine Hoheit wie Kaiserin Soraya erwartet

wird! Ich meine, Nehru ist demnächst fällig oder sogar die Queen!“

„Sollten wir nicht lieber zur Polizei gehen?“

„Bloß nicht! Wir würden uns nur lächerlich machen. Aber wir werden die Sache im Auge behalten und für den nächsten Brief eine Tube Uhu bereithalten.“ (S. 35f)

Die Beiden kleben den Brief notdürftig mit einem Stück Kaugummi wieder zu und beobachten den Starenkasten zum angegebenen Zeitpunkt aufmerksam. Dabei sehen sie, wie der Regierungsrat Burkhard Jäger eine Aktenmappe mit einem Mann mit einer auffälligen Gesichtswarze tauscht.

Dieser Jäger ist den Beiden nicht nur von der Arbeit her als unzugänglicher Mensch bekannt, sondern er wohnt auch im Haus von Karins adeliger Tante, die aus Geldmangel Zimmer ihrer Villa vermieten muss, wo auch Karin im Dachgeschoß Unterschlupf gefunden hat.

Weil offensichtlich ist, dass dieser Jäger ein nicht ganz sauberes Geschäft betreibt, brechen Holda und Karin mit Hilfe eines

weiteren Untermieters, Franz-Josef, heimlich „Grizzly“ genannt, in Jägers Abwesenheit in dessen Zimmer ein. Ein Blick in dessen Kontoauszüge zeigt, dass er nie etwas von seinem Gehalt abhebt, dafür aber die Hundertmarkscheine bündelweise in seinem Schreibtisch hortet.

Und als wäre das noch nicht verdächtig genug, wird bald drauf eine Leiche aus dem Rhein gezogen, die dem Kontaktmann von Jäger auffallend ähnlich sieht. Ist dieser „Onkel Hermann“ etwa doch noch rechtzeitig verstorben?

Der Enkelin Laura und auch dem Leser wird viel schneller klar als Holda & Karin, dass die Beiden in *Halali* in einen Spionagefall hineinzogen werden. Holda ist die Zurückhaltendere und Ängstlichere der Beiden, während Karin offenbar keinerlei Skrupel kennt, wenn es um ihren Vorteil geht, und daher mit Eifer zum Halali auf den Jäger bläst. Und sollte es nötig sein, einen Widersacher mit dem Stockdegen der Tante abzustechen, so kann man sicher sein, dass Karin den Willen dazu aufbringt. Holda lässt sich trotz großer Bedenken immer wieder von Karin mitreißen, ihr bei de-

ren zweifelhaften Aktivitäten zu assistieren.

Halali ist ein kleines Meisterwerk des ironischen Kriminalromans, das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in den Bann schlägt. Besonders reizvoll wird das Werk durch die Erinnerungen der Hauptfigur an ihre Jugendzeit in Bad Godesberg, die sich genau mit der von Ingrid Noll deckt, weshalb die Schilderungen dieser lange vergangenen Epoche und der damaligen Lebensgewohnheiten besonders authentisch wirken.

HEYNE
BÜCHER

ELMORE LEONARD

EIN SCHLECHTER ABGANG

»Der beste amerikanische Thriller-Autor,
vielleicht der beste überhaupt.« Newsweek **ROMAN**



Elmore Leonard [Elmore John Leonard Jr., 1925–2013]

Ein schlechter Abgang

(The Big Bounce, 1969)

Heyne 01/08 346 (TB 250 S./DM 7,80)

München 1991

Aus dem Amerikanischen von Peter Pfaffinger

Genre: Krimi

Sie sahen sich an, wie Ryan den mexikanischen Kolonnenführer zusammenschlug. Zu dritt saßen sie im Keller des Gerichtsgebäudes von Holden County - der Stellvertretende Staatsanwalt, der den Sechzehn-millimeter-Ektachromfilm mitgebracht hatte, ein Streifenbeamter in Uniform, der das Vorführgerät bediente, und Mr. Walter Majestyk, der Friedensrichter von Geneva Beach.

Sie verfolgten, wie Ryan seinen Baseballschläger über die Schulter hob. Ihm gegenüber, auf der anderen Leinwandseite, duckte sich Luis Camacho und wich zur Seite aus. Ryan ließ ihn nicht aus den Augen. Es sah so aus, als tastete Camacho sich an Ryan heran. (S. 5)

Drei Justizbeamte sehen sich in Geneva Beach einen Amateurfilm an, auf dem zu sehen ist, wie der Wanderarbeiter Jack C. Ryan den mexikanischen Kolonnenführer Luis Camacho mit einem Baseballschläger verletzt.

In normaler Schärfe war zu sehen, wie Camacho weiter zurückwich. Den linken Arm drückte er fest an den Körper. Ryan bewegte sich synchron mit ihm. Erneut hob er den Schläger, hielt beide Hände über die Schulter. „Jetzt!“ rief der Stellvertretende Staatsanwalt. „Damit hat er ihm den Kiefer gebrochen.“

Das Bild wurde wieder angehalten. Ryan legte sich mit dem ganzen Körper in den Schlag. Die kräftigen Armmuskeln waren angespannt, die Handgelenke hatten sich mit dem Schlag gedreht, der Luis Camacho seitlich im Gesicht traf. Das Gesicht hatte mit einem menschlichen Antlitz nichts mehr gemeinsam, sondern eher mit einer aus Holz geschnitzten Aztekenskulptur ohne Augen – oder bevor ihr die Augen aufgemalt wurden. Camachos verwege-

ne Sonnenbrille hing im Nichts, wenn auch ein Bügel noch hinter dem Ohr verhakt war. Das Bild zeigte zwar nicht Camachos Füße, doch es sah so aus, als schwebte er mit hochgezogenen Schultern in der Luft. (S. 6)

Wie man sieht, geht die Sache für Luis Camacho nicht gut aus.

Der Staatsanwalt richtete sich auf.
„Walter, was halten Sie davon?“

Mr. Majestyk blickte nickend auf das verschwommene Bild auf der Leinwand.
„Seine Schlagtechnik ist nicht von schlechten Eltern, nur holt er zu weit aus.“ (S. 8)

Weil sich in den USA die Sympathien für Mexikaner in Grenzen halten, wird darauf verzichtet, Ryan wegen Körperverletzung zu verhaften; man verlangt von ihm nur, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen, um die Wanderarbeiter wieder zu beruhigen.

Doch Ryan will sich erst mal Geld besorgen und holt sich dazu die Hilfe von zwei

nicht sonderlich weitsichtigen Kleinkriminellen namens Billy Ruiz und Frank Pizarro. Aber so richtig geht es erst rund, als Ryan die unternehmungslustige Nancy Hayes kennenlernt.

Ein schlechter Abgang zeigt, dass Elmore Leonard einen ausgezeichneten, knallharten Stil schreibt. Allerdings ist er wohl ein wenig zu verliebt in sein eigenes Talent und nutzt es zu wenig, die Handlung voranzutreiben.

RICHARD
STARK

KEINER
RENNT FÜR IMMER

»Hehre Krimi-Kunst.«
stern

dtv

KRIMINALROMAN

***Stark, Richard: Keiner rennt für immer**

Richard Stark [Donald Edwin Westlake, 1933–2008]

Parker 22: Keiner rennt für immer

(Nobody Runs Forever, 2004)

dtv 21 266 (TB 288 S./€ 8,95)

München 2011

Aus dem Amerikanischen von Nikolaus Stingl

Genre: Krimi

Während er um den Tisch herumging, löste Parker seine Krawatte – dunkelblau mit dünnen goldenen Streifen –, nahm sie doppelt und warf sie Harbin über den Kopf. Er zog die beiden Enden durch die Schlaufe und ruckte mit der Rechten kräftig nach hinten, während sein Körper sowohl Harbin als auch den Stuhl, auf dem er saß, gegen den Tisch drückte und er mit der Linken nach vorn langte, um Harbin das Hemd aufzureißen. Die anderen fünf am Tisch, die gerade sprechen, sich bewegen oder auf das reagieren wollten, was Parker da tat, hielten inne, als sie das an Har-

bins blasse Brust geklebte Kabel, den Rand des an seine Taille geklebten schwarzen Metallkästchens sahen. (S. 7)

As he walked around the table, Parker stripped off his own tie—dark blue with thin gold stripes—slid it into a double thickness, and arched it over Harbin's head. He drew the two ends through the loop and yanked back hard with his right hand as his body pressed both Harbin and the chair he was in against the table, and his left hand reached over to rip open Harbin's shirt. The other five at the table, about to speak or move or react to what Parker was doing, stopped when they saw the wire taped to Harbin's pale chest, the edge of the black metal box taped to his side.

Sieben Männer treffen sich in Cincinnati, vorgeblich um zu pokern, doch in Wahrheit, um einen Coup zu planen. Bedauerlicherweise wurde einer von ihnen, Harbin, von der Polizei verdrahtet, was Parker benötigt, ihm eine Krawatte recht eng umzu-

binden. Nachdem diese notwendige Aktion völlig geräuscharm verrichtet wurde, legt man Harbins Sender auf dessen Stuhl ab.

Stratton kam fünf Minuten später mit einem Koffer aus dem anderen Zimmer zurück. Er nahm seinen früheren Platz wieder ein und sagte: „Gib mir Karten.“

Die anderen redeten davon, zeitig Feierabend zu machen, die Karten seien nicht interessant, man solle es ein andermal wieder probieren. Fletcher, stellte sich heraus, konnte mit seinem ganz ähnlichen Timbre Harbin einigermaßen nachahmen und sagte: „Geht ihr ruhig schon vor, ich räume hier noch ein bisschen auf.“

„Danke, Harbin“, sagte Stratton, und im Hinausgehen sagten alle „Bis dann, Harbin“ zu dem Sender auf dem Sofapolster. (S. 9f)

Stratton was back from the other room in five minutes, with one suitcase. He took his former chair and said, „Deal me out.“

The others all made comments about breaking up early, the cards not interesting, try again some other time. Fletcher, who, it turned out, could sound something like Harbin, with that same rasp in his voice, said, „You guys go ahead, I'll clean up in here.”

„Thanks, Harbin,” Stratton said, and as they left, they all said, „See you, Harbin,” to the transmitter on the cushion.

Man verabschiedet sich frühzeitig, wobei man Harbin verbal beauftragt, noch sauber zu machen, während man seine Leiche unauffällig abtransportiert.

Der große Plan ist damit natürlich gestorben, aber wenig später kontaktiert Nick Dalesia seinen Kumpel Parker bezüglich eines vielversprechenden Vorhabens.

„Worum geht es bei der anderen Sache?“

„Um eine Bank“, sagte Dalesia, „im Westen von Massachusetts.“

Parker schüttelte den Kopf. „Eine Kleinstadtbank? Da ist nicht viel zu holen.“

„Nein“, erklärte Dalesia, „es geht da um eine Verlegung von Vermögen. Zwei lokale Banken haben fusioniert, oder eine hat die andere gekauft, deswegen schließen sie jetzt eine von den Zentralen, und deswegen machen sie einen Tresorraum leer.“

„Scharfe Sicherheitsmaßnahmen“, sagte Parker.

„Richtig.“

Parker blickte stirnrunzelnd in Richtung Tresen. „Die Sache ist deshalb dubious“, sagte er, „weil ein Insider mit von der Partie ist.“ (S. 13)

„What’s this other thing?“

„It’s a bank,“ Dalesia said, „in western Massachusetts.“

Parker shook his head. „A small-town bank? There’s not much there.“

„No, what this is,“ Dalesia told him, „it’s a transfer of assets. These two local banks merged, or one of them bought the other one, so they’re shutting one of the main offices down, so they’re emptying a vault.“

„Heavy security,“ Parker said.

„You're right.”

Parker frowned toward the bar. „The reason it's iffy,” he said, „is it comes with somebody inside.”

Die Bank Deer Hill in der Kleinstadt Rutherford soll von dem größeren Konkurrenten Rutherford Combined geschluckt werden, und zu diesem Zweck müssen alle Werte der kleineren Bank zur größeren transportiert werden – natürlich von einem professionellen Unternehmen mit Beachtung größter Vorsichtsmaßnahmen. Der Direktor von Deer Hill, Jack Langen, will die Fusion nutzen, um sich aus den Fängen seiner Frau Elaine, der eigentlichen Besitzerin der Bank, zu befreien, ein Faktum, das Elaine so wenig gefällt, dass sie den Gangstern stecken will, welcher der vier Panzerwagen das Bargeld befördert.

Parker ist bekannt dafür, dass er die allergrößte Vorsicht walten lässt und sämtliche Möglichkeiten bei der Planung berücksichtigt. Wie man aus der Zusammenkunft in Cincinnati ersieht, ist er auch bereit, ein Projekt sofort abzubrechen, wenn sich ein unkalkulierbares Risiko zeigt.

Solche Probleme erscheinen auch bald: Ein Kopfgeldjäger namens Roy Keenan taucht auf und sucht nach Harlin, auf den eine Belohnung ausgesetzt ist; Beckham, der Kontaktmann von Elaine Langen, wird angeschossen; und noch ein paar unerfreuliche Ereignisse mehr treten auf. Aber wie es scheint, hat sich Parker mittlerweile so sehr in seinen schönen großen Plan hineingesteigert, dass er die Notbremse nicht mehr ziehen will; offenbar scheint er fälschlicherweise zu glauben, für alle Probleme eine Lösung parat zu haben.

Keiner rennt für immer ist ein faszinierender Gangsterroman, in dessen Mittelpunkt der kaltblütige und undurchschaubare Parker steht. Allerdings muss sich Parker den Fokus der Handlung mit etlichen anderen interessanten Figuren teilen, unter anderem mit der Detective Second Grade Gwen Reversa, die den Gangstern viel zu früh auf die Spur kommt. Erfreulicherweise greifen die verschiedenen Handlungsebenen hier wie Zahnräder ineinander, so dass keine davon für das Verständnis des Romans entbehrlich wäre.

Es ist zu konstatieren, dass Richard Stark ausgesprochen lebendig und anschaulich, aber auch knapp und präzise schreibt, so dass die Lektüre von *Keiner rennt für immer* ein einziges Vergnügen darstellt.



Ingrid Noll
*Der
Mittagstisch*

Roman · Diogenes

*Noll, Ingrid: Mittagstisch

Ingrid Noll [1935–]

Der Mittagstisch

Diogenes (HC 220 S./€ xx)

Zürich 2015/500

Genre: Krimi

Es war wahrscheinlich in Kassel oder Stuttgart, aber ich kann mich nur an eine gigantische Treppe erinnern, ähnlich der berühmten Freitreppe von Odessa. Vielleicht war auch alles ganz anders, denn ich war erst drei Jahre alt, vielleicht gibt es solche Treppen in keiner einzigen deutschen Stadt -ich muss demnächst meine Mutter fragen. Sie hielt mich damals fest an der Hand. „Nicht loslassen, Nelly!“, sagte sie. Ich gab diesen Befehl an meine Puppe weiter.

Wir hatten eine uralte Tante besucht, die nicht mehr lange leben würde. Meine Mutter wurde mit einem handgeschriebenen Testament und einer Granatbrosche beschenkt, ich mit einer Puppe. Sie fühlte sich anders an als

meine weichgestopften Vinylbabys, denn sie war aus sprödem Zelluloid. Die Tante hatte selbst mit dieser Puppe gespielt und sie bestimmt achtzig Jahre lang auf ihrem Plüschsofa sitzen gehabt. Ich verstand durchaus, dass es sich um etwas Besonderes handelte, denn die Tante behauptete ebenso stolz wie geheimnisvoll, es sei eine *echte Schildkröt*.

Aus irgendeinem Grund hatte meine neue Puppe keine Lust, von meinem schmuddeligen Händchen umklammert zu werden. Auf der obersten Treppenstufe riss sie sich plötzlich los und stürzte in die Tiefe. Sie überschlug sich mehrmals, bis der Kopf sich löste, zerbarst und die einzelnen Teile mit immer größerer Geschwindigkeit abwärts sprangen; nur ein Stück Rumpf blieb einige Stufen unter mir liegen. Ich schrie wie am Spieß. Immer wieder träume ich, dass meine kleine Tochter mir ebenso entgleitet, eine unendlich tiefe Treppe hinunterkullert und dabei ihren Kopf verliert. Vielleicht bin ich ja auch nur eine besonders ängstliche Mutter.

Als Alleinerziehende ist man schnell überfordert. (S. 9f)

Nelly ist die alleinerziehende Mutter von zwei Grundschulkindern namens Simon und Caroline. Der Vater, der Amerikaner Matthew, hat sich schon vor längerer Zeit aus dem Staub gemacht. Nellys beste Freundin Regine ist Lehrerin von Beruf und isst gerne bei ihr zu Mittag.

Regine war zwar nett, aber manchmal kehrte sie allzu sehr die Lehrerin heraus. Es schadete meinen Kindern natürlich nicht, wenn sie gelegentlich kritisiert wurden. Doch leider hatte meine Freundin die Marotte, seltene, fast ganz aus der Mode gekommene Wörter zu benutzen. Sie fand es wohl lustig, *trefflich* statt gut, *garstig* statt schlechtgelaunt oder *wohlfeil* statt billig zu sagen. Was Wunder, dass meine Kinder schnell den einen oder anderen Ausdruck aufschnappten. Sie beschuldigten sich gegenseitig, *Maulaffen feilzuhalten*, ein *Wildfang*, *Schelm* oder *Lümmel* zu sein. Meine kleine Caro, wie Caroline ge-

nannt wurde, malte sogar die Sonne nicht an den Flimmel, sondern ans *Firmament* und bezeichnete unsere Welt als *Erdenrund*.

Mit leichtem Vorwurf in der Stimme sagte ich zu Regine, dass mit dieser Marotte Schluss sein müsse.

„Mein Gott“, sagte sie. „Du bist aber bärbeißig! Wenn ich mit törichten Backfischen und pubertierenden Rotzlöffeln den *Schimmelreiter* durchnehme, dann verstehen die oft nur Bahnhof. Deine Kleinen sind später einmal im Vorteil.“
(S. 14)

Die Deutschlehrerin Regine ist an sich nett und hilfsbereit, hat allerdings die Macke, sich völlig veralteter Ausdrücke zu bedienen, eine Angewohnheit, die auch Nellys Kinder übernehmen.

Aber Regine bringt Nelly auf die Idee, noch mehr Gäste bei ihrem Mittagstisch zu verköstigen, gegen Entgelt natürlich, damit Nelly ihre finanziellen Verhältnisse ein wenig aufbessern kann. Als erster Gast erscheint Tonja zusammen mit ihrem übergewichtigen Vater, der früher Steward auf

einem Kreuzfahrtschiff war und die wildesten Seefahrergeschichten erzählen kann, weshalb ihn die Kinder Käpt'n Blaubär nennen.

Mit Hilfe eines Kredits ihrer Mutter baut Nelly das Erdgeschoss des Hauses, das sie geerbt hat und das früher ein Ladengeschäft war, zu einem heimlichen Restaurant um.

In meiner Generation schien das Erben an der Tagesordnung zu sein, meine Mutter hatte zuerst eine Tante und später zwei weitere Verwandte beerbt, ich die Großeltern und Regine einen Onkel. Vielleicht würde auch mein kinderloser und schwerkranker Cousin bald sterben. Ich war optimistisch.

So kam es, dass ich irgendwann ein illegales Restaurant besaß, das an jedem Wochentag von zwölf bis fünfzehn Uhr für angemeldete Gäste geöffnet hatte. Das sollte noch dramatische Folgen haben. (S. 18)

Ein weiterer Gast ist der sympathische und hilfsbereite Elektriker Markus, auf den Nelly

gern ein Auge geworfen hätte, wäre Markus nicht fest in den Händen einer bössartigen Frau namens Gretel gewesen.

Der Kapitän versteht sich ganz wunderbar mit den Kindern – bis Gretel die Schlange im Paradies spielt.

Eines Tages blieb Gretel noch sitzen, als alle anderen Gäste bereits verschwunden waren und ich anfing zu wischen und aufzuräumen. „Musst du nicht ins Büro?“, fragte ich etwas ungehalten, denn ihre Anwesenheit störte mich. Sie habe heute frei, sagte sie.

„Nelly, in Wirklichkeit möchte ich mal allein mit dir sein, denn ich will dir schon lange etwas sagen. Immer wenn ich nach oben muss, sehe ich dort den Kapitän mit deinen Kindern am Küchentisch hocken, und deine Tochter sitzt im Allgemeinen auf seinem Schoß.“

„Ja, natürlich, das weiß ich. Sie klebt an ihm wie eine Klette!“, sagte ich, fast stolz.

„Du bist ein wenig naiv, liebe Nelly. Hast du die Diskussionen über die vielen entlarvten Pädophilen nicht ver-

folgt? Meistens ist es der nette Onkel, der hilfsbereite Nachbar, der Stiefvater, der angehimmelte Musiklehrer, ein Geistlicher, ein Sozialpädagoge, ein Trainer. Sie genießen für ihr Engagement das volle Vertrauen ihrer Schützlinge und deren Eltern und nutzen es auf infame Weise aus. Bist du nie auf die Idee gekommen, dass der Kapitän ein *dirty old man* sein könnte und sich nicht ohne Hintergedanken bei euch eingenistet hat? Außerdem hat er eine Alkoholfahne.“

„Ich bitte dich, Gretel, du siehst Gespenster! Er hat selbst keine Enkelkinder und ist froh, einen Ersatz gefunden zu haben. Ich lege meine Hand für ihn ins Feuer!“

„Dann hoffe ich sehr, dass du dich nicht verbrennst. Denk daran, dass ich dich gewarnt habe!“ Mit diesen Worten stand sie auf und ging beleidigt davon. (S. 25f)

Nelly weist Gretels Verdächtigungen, der Kapitän könnte ein verkappter Pädophiler sein, anfangs entschieden zurück, wird

dann aber doch von Zweifeln angenagt und stellt den Kapitän zur Rede. Dieser ist über die Vorwürfe entrüstet, und man trennt sich im Unfrieden. Die Kinder vermissen den Kapitän jedoch so sehr, dass sich Nelly bei ihm entschuldigt.

Markus erklärt schließlich Gretels Verhalten: Sie sei in ihrer Kindheit missbraucht worden und sei seither nicht nur seelisch anfällig, sondern leide auch unter Bulämie. Für Nelly ist offensichtlich, dass Markus an einem Helfersyndrom leidet und aus dieser unseligen Beziehung mit Gretel gerettet werden muss.

„Sieh mal einer an!“, sagte der Kapitän, der meine Notizen aufmerksam studierte. „Die Gretel hat eine Erdnussallergie! Das haben wir noch nie berücksichtigen müssen, weil wir nur selten asiatische Gerichte anbieten. Meine verstorbene Frau hatte eine Muschelallergie. Damit ist nicht zu spaßen! Wir aßen im Urlaub eine Paella, da fing es an: Ihre Nase lief, die Augen tränten, sie spürte ein merkwürdiges Prickeln in der Mundhöhle und musste schließlich erbrechen. Wir

wussten gar nicht, woher es kam, erst beim zweiten Muschelessen war die Sache klar, denn da bekam sie sogar Fieber. In Extremfällen kann es zu einem Kreislaufkollaps, Atemnot oder gar zum Schock kommen...“ (S. 47)

Nelly führt eine Liste mit den Nahrungsmitteln, die einzelne Gäste nicht konsumieren wollen oder dürfen. Darin entdeckt der Kapitän, dass Gretel an einer lebensgefährlichen Erdnussallergie leidet.

Unterdessen blühen Spekulationen über verborgene Beziehungen: Regine will Nelly einreden, der Kapitän wäre heimlich in sie verliebt und wäre eifersüchtig auf Markus, in den sich wiederum Nelly verguckt habe. Offenbar hat Gretel mitbekommen, wie sehr Nelly ihren Markus bevorzugt, und droht, Nellys Untergrundrestaurant anzuzeigen. Da hat Nelly keine andere Wahl mehr, als zur Tat zu schreiten und schmackhafte Lammfleischbällchen mit gemahlenden Erdnüssen zuzubereiten, nicht ohne zuvor die Unverträglichkeitsliste unter Weglassung der Erdnussallergie neu abgeschrieben zu haben.

Die Bällchen wurden aus gehacktem Lammfleisch mit Zwiebeln, Knoblauch, Ei, Brot, Salz und Erdnüssen hergestellt und in der Pfanne gebraten. Die Nüsse sollte man vorher in der Küchenmaschine grob zerkleinern, aber man konnte sie schließlich auch so fein mahlen, dass sie in der Teigmasse überhaupt nicht auffielen. Dazu konnte ich Duftreis und zwei verschiedene Dips aus Creme fraiche mit Kräutern oder Curry anbieten, keine allzu schwere Übung für eine erfahrene Köchin wie mich. Außerdem – und das war der Sinn dieser Aktion – konnte ich eine kleine Anzahl Fleischklößchen mit der doppelten Menge an Erdnüssen zubereiten und Markus in der Plastikdose mitgeben. (S. 53)

Und so nimmt das Drama seinen Lauf.

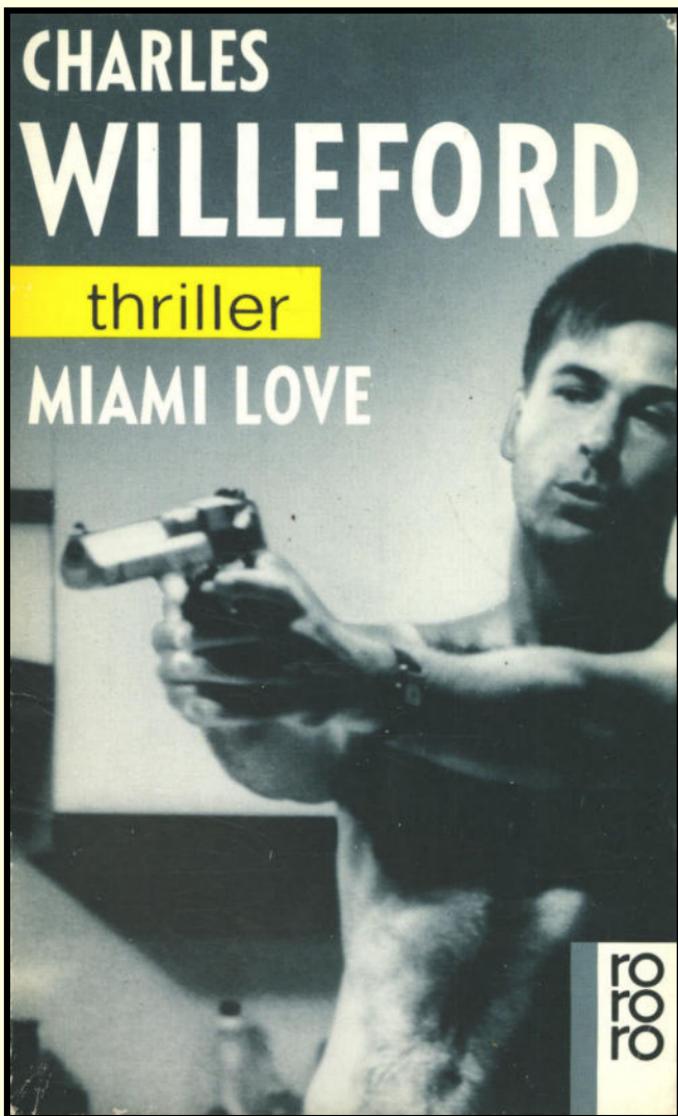
Ingrid Noll führt uns in *Der Mittagstisch* lebhaft vor Augen, das auch das Herz der frömmsten Frau mörderische Gedanken hegen kann, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlt. Mit Witz und Ironie erzählt uns die Autorin die Geschichte der armen Nelly,

der zum Glück immer hilfsbereite Hände beistehen. So geht die Geschichte am Ende doch noch gut aus – wenn auch nicht für alle Beteiligten.

CHARLES WILLEFORD

thriller

MIAMI LOVE



**Charles Willeford [Charles Ray Willeford
III, 1919–1988]**

Miami Love

(*Kiss Your Ass Good-bye*, 1988)

rororo 43 107 (TB 154 S./DM 8,90)

Reinbek bei Hamburg 1993

**Aus dem Amerikanischen von Jürgen
Bürger**

Genre: Krimi

Fast sechs Wochen war ich mit Jannaire rumgezogen, bevor ich dahinterkam, daß sie verheiratet war. Als ich am Sonntag abend gegen zehn Uhr aus dem Haus wollte, um mir einen Block weiter im 7/Eleven die erste Montagsausgabe des *Miami Herald* zu kaufen, wußte ich, daß Mr. Wright, ihr Mann, mich umbringen wollte. (S. 13)

Hank Norton arbeitet als Pharmavertreter in Miami und schnappt sich gerne gelangweilte Stewardessen. Aber diesmal hat er sich mit der falschen Frau eingelassen, Jannaire mit Namen, deren eifersüchtiger Gatte Mr. Wright ihn offensichtlich ermorden will.

Der Schuß, abgefeuert aus einem fahrenden, dunkelblauen Wildcat, der vom Parkplatz gegenüber auf die Santana Lane brauste, als ich noch auf den Stufen des Hintereingangs stand, verfehlte meinen Kopf um einen guten Meter. Aber er war trotzdem nahe genug, um Putz aus der Wand zu fetzen, und ein paar dieser winzigen Splitter trafen meine linke Wange. Als er schoß, bog der Fahrer gerade rechts ab. Er lenkte mit der linken Hand und schoß mit der rechten durch die offene Scheibe der Fahrertür. Der Wildcat hatte vielleicht ein Tempo von fünfzig drauf und war ungefähr fünfundzwanzig Meter entfernt, als der Schuß fiel. In dieser stillen Seitenstraße verursachte die Pistole einen Höllenlärm, und aus dem enormen Knall schloß ich, daß es entweder eine .45er oder .357er Magnum sein mußte. Um unter diesen Umständen und mit einer so großkalibrigen Waffe präzise zu schießen, hätte der Kerl schon ein ausgezeichnete Schütze sein müssen, und der Fehltreffer um einen vollen Meter – für den ich dankbar war – war für

einen reinen Warnschuß einfach zu nah. Wer immer das war, und wenn schon nicht Mr. Wright selbst, so war es doch ein Mann (oder sogar eine Frau), den er engagiert hatte: Er hatte es ganz klar auf mein Leben abgesehen. (S. 15)

Als aus einem fahrenden Auto auf Hank geschossen wird, begreift er, dass Mr. Wright seine Drohung ernst meint.

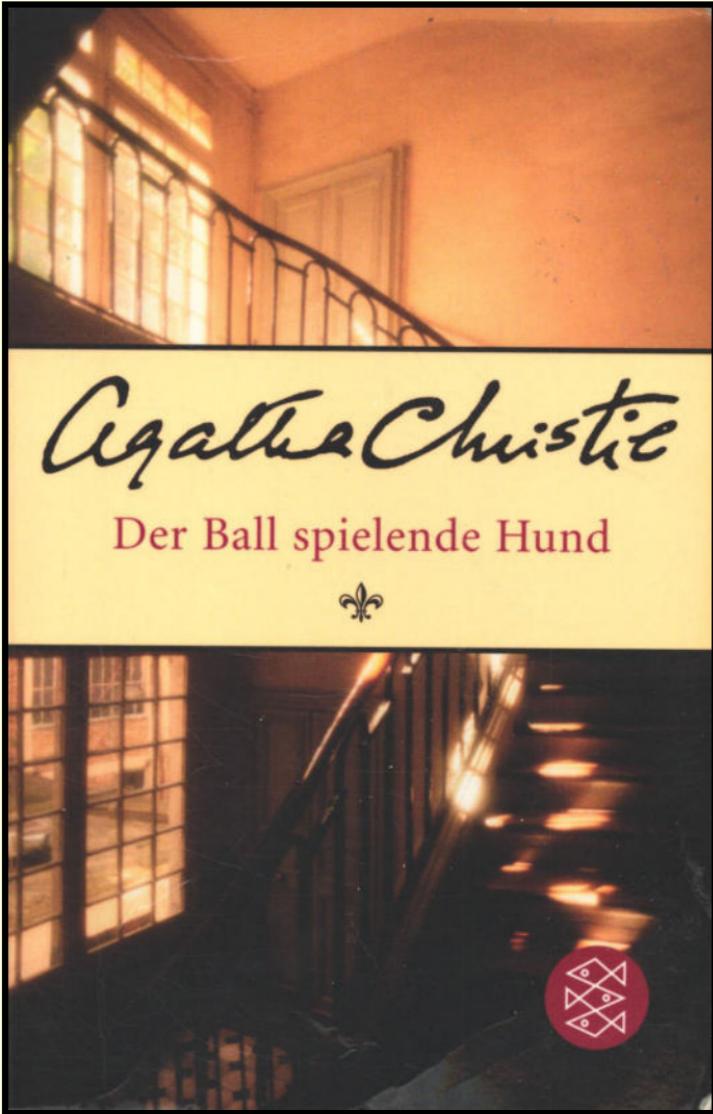
Hier erinnert er sich an seine erste Begegnung mit Jannaire.

Jannaires Moschusduft war nur ganz schwach, da ihr eigener Geruch — oder, um präziser zu sein, Gestank — nach urzeitlichen Sümpfen, finsternen, mit Guano überzogenen Höhlen, bewegtem Meereswasser, Achselschweiß, Mangroven bei Ebbe, Opferblut der Maya, Bartholini-Drüsen, Seife, Maulbeerblättern, Dschungelvegetation, Safran, Kätzchen in einem Pappkarton, Volleyballplätzen der YWCA, Trompetenschnecken, der U-Bahn von Atlanta, der Insel Lesbos und schierer Freude – *Patou's Joy* – das Moschusöl überlagerte. Ich war überwäl-

tigt von diesem massiven Angriff auf meine Nase, übermannt von ihrem weiblichen Aroma, und auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt die Mischung nicht näher definieren konnte — und genau genommen kann ich es heute noch nicht –, war da auch nicht die geringste Spur von *Milch*. Hier war eine echte Frau. (S. 44)

Hank überlegt, ob er vorsichtshalber die Stadt für immer verlassen oder ob er sich lieber selbst einen Revolver kaufen und Mr. Wright erledigen soll.

Charles Willeford erzählt *Miami Love* in einem sachlichen und lapidaren Tonfall, der die dramatische Geschichte sehr gut trägt. Allerdings leidet der Roman – der letzte des Autors – an zwei Schwächen: Zum einen wirken die Motive der Personen nicht ganz glaubhaft, und zum anderen gelingt es dem Autor nicht genügend, das Interesse des Lesers für seine Figuren zu wecken.



*Christie, Agatha: Ball spielende Hund

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Hercule Poirot 17: Der Ball spielende Hund (Dumb Witness, 1937)

Fischer 17 144 (TB 208 S./€ 7,95)

Frankfurt am Main 2006

Aus dem Englischen

Genre: Krimi

Emily Arundell starb am 1. Mai. Obwohl sie nur ganz kurze Zeit krank gewesen war, erregte ihr Tod wenig Aufsehen in dem kleinen Landstädtchen Basing, wo sie seit ihrem sechzehnten Jahr gewohnt hatte. Denn Miss Emily Arundell, die letzte von fünf Geschwistern, war über siebzig geworden; man wußte seit Jahren, daß es um ihre Gesundheit nicht zum besten bestellt war, und einmal, vor achtzehn Monaten, wäre sie fast einem Anfall erlegen, ähnlich dem, an welchem sie dann starb.

Ihr Tod überraschte daher niemanden, aber die Bestimmungen ihres Testa-

ments weckten die verschiedensten Gefühle: Verwunderung, freudige Erregung, tiefste Mißbilligung, Wut, Verzweiflung, Zorn und allgemeines Gerede. Wochen- und monatelang sprach ganz Basing von nichts anderem. Jedermann wußte etwas dazu zu bemerken, von Jones, dem Lebensmittelhändler, der meinte: „Blut ist dicker als Wasser“, bis zu Mrs. Lamphrey, der Postmeisterin, die bis zum Überdruß wiederholte: „Dahinter steckt etwas, verlassen Sie sich drauf! Sie werden noch an meine Worte denken.“ (S. 5)

Miss Arundell died on May 1st. Though her illness was short her death did not occasion much surprise in the little country town of Market Basing where she had lived since she was a girl of sixteen. For Emily Arundell was well over seventy, the last of a family of five, and she had been known to be in delicate health for many years and had indeed nearly died of a similar attack to the one that killed her some eighteen months before.

But though Miss Arundell's death surprised no one, something else did. The provisions of her will gave rise to varying emotions, astonishment, pleasurable excitement, deep condemnation, fury, despair, anger and general gossip. For weeks and even months Market Basing was to talk of nothing else! Everyone had their own contribution to make to the subject from Mr. Jones the grocer, who held that „blood was thicker than water,” to Mrs. Lamphrey at the post office, who repeated ad nauseam that „there's something behind it, depend upon it! You mark my words.”

Die jungfräuliche Emily Arundell ist über siebenzig Jahre alt, lebt in der Kleinstadt Basing in Berkshire und bewohnt das alte Herrenhaus Littlegreen House. Mitbewohner sind eine Haushälterin, eine Köchin, die geistig nicht sehr rege Gesellschafterin Wilhelmine Lawson sowie der Terrier Bob.

Da Miss Arundells Gesundheit angegriffen ist, wird mit ihrem baldigen Tod gerechnet. Vorsorglich statten ihr ihre erbberechtigten Verwandten regelmäßig Besuche

ab: Die Nichte Bella und ihr griechischer Ehemann, der Arzt Dr. Basil Tanios; sowie die Geschwister Charles und Theresa Arundell, ebenfalls Neffe und Nichte; Theresa bringt außerdem gerne ihren Verlobten, den Landarzt Dr. Rex Donaldson, mit. Geld können alle Verwandten dringend brauchen, denn jeder von ihnen hat sich aus verschiedenen Gründen in eine nicht sehr komfortable Lage gebracht.

Hier erzählt Charles gerade seiner Schwester Theresa von dem Gespräch mit seiner Tante, in dem er ihr nahegelegt hat, ihr Geld schon zu Lebzeiten zu verschenken, um einem vorzeitigen Ableben vorzubeugen.

„[...] Leider, leider, süße Theresa, ist es diesmal Essig. Die alte Tante ist nicht dumm.“

„Ich habe sie auch nie dafür gehalten.“

„Ich versuchte sogar, ihr angst zu machen.“

„Was heißt das?“ fragte seine Schwester scharf.

„Ich sagte ihr, sie laufe Gefahr, abgemurkst zu werden. Schließlich kann sie

doch ihr Geld nicht mit ins Grab nehmen. Warum rückt sie nicht mit ein paar Kröten heraus?“

„Charles, du bist ein Trottel!“

„Nein, bin ich nicht. Ich bin auf meine Art ein Menschenkenner. Es nützt nie etwas, der Alten nach dem Mund zu reden; sie sieht es viel lieber, wenn man ihr mit Überzeugung widerspricht. Überdies habe ich ihr nur vernünftig zugeredet. Wir kriegen das Geld ohnehin, wenn sie stirbt – sie kann sich also ruhig schon früher von einem kleinen Teil trennen. Sonst könnte die Versuchung, ihr hinüberzuhelfen, zu groß werden.“

„Und sie verstand, worauf du hinauswolltest?“ fragte Theresa mit verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln.

„Weiß ich nicht bestimmt. Zugegeben hat sie's nicht. Sie dankte mir sehr bisig für meinen Rat und sagte, sie sei selber imstande auf sich achtzugeben. ‚Na, ich habe dich gewarnt‘, sagte ich, und sie antwortete: ‚Ich werde es nicht vergessen.‘“

„Charles“, versetzte Theresa zornig,
„du bist ein Idiot.“ (S. 15f)

I'm sadly afraid, Theresa my sweet,
that there'll be nothing doing this time.
Old Emily is by no means a fool.”

„I never thought she was.”

„I even tried to put the wind up her.”

„What d'you mean?” asked his sister
sharply.

„Told her she was going about it the
right way to get bumped off. After all
she can't take the dibs to heaven with
her. Why not loosen up a bit?”

„Charles, you are a fool!”

„No, I'm not. I'm a bit of a psycholo-
gist in my way. It's never a bit of good
sucking up to the old old girl. She much
prefers you to stand up to her. And after
all, I was only talking sense. We get the
money when she dies—she might just
as well part with a little beforehand!
Otherwise the temptation to help her
out of the way might become over-
whelming.”

„Did she see your point?” asked Theresa, her delicate mouth curling up scornfully.

„I’m not sure. She didn’t admit it. Just thanked me rather nastily for my advice and said she was perfectly capable of taking care of herself. ‘Well,’ I said, ‘I’ve warned you.’ ‘I’ll remember it,’ she said.”

Theresa said angrily:

„Really, Charles, you are an utter fool.”

Kurz darauf macht Miss Arundell einen fatalen Sturz auf der Treppe.

Sie ging zur Treppe, streckte die Hand nach dem Geländer aus, und dann stolperte sie unerklärlicherweise, versuchte vergeblich, sich im Gleichgewicht zu halten, und fiel kopfüber die Stufen hinunter. Der Lärm des Sturzes, der Schrei, den sie ausstieß, weckte das ganze Haus. Türen öffneten sich, Lichter flammten auf. Miss Lawson schoß aus ihrem Zimmer neben dem Treppenab-satz. Mit fassungslosen, schrillen Rufen

hastete sie die Stufen hinunter. Nacheinander tauchten die anderen auf, Charles gähmend, in einem extravaganten Schlafrock; Theresa in dunkler Seide; Bella in marineblauem Kimono, den Kopf voll Lockenwickler. (S. 24)

She came to the head of the stairs, stretched out one hand to the baluster rail and then, unaccountably, she stumbled, tried to recover her balance, failed and went headlong down the stairs.

The sound of her fall, the cry she gave, stirred the sleeping house to wakefulness. Doors opened, lights flashed on.

Miss Lawson popped out of her room at the head of the staircase.

Uttering little cries of distress she pattered down the stairs. One by one the others arrived—Charles, yawning, in a resplendent dressing gown. Theresa, wrapped in dark silk. Bella in a navy-blue kimono, her hair bristling with combs to „set the wave.”

Miss Arundell hat nochmals Glück: Sie ist noch am Leben und hat sich nicht einmal

etwas gebrochen; allerdings zwingen sie eine Reihe von Prellungen, längere Zeit das Bett zu hüten. Sie soll über den Ball, mit dem der Terrier so gerne auf der Treppe spielt, gestolpert sein, sagt man ihr; seltsam ist allerdings, dass der Terrier um diese Zeit gar nicht im Haus war.

So kommt es, dass Miss Arundell zwei Briefe verfasst, den einen an ihren Rechtsanwalt William Purvis, den anderen an den hochgeachteten Privatdetektiv Hercule Poirot.

Poirot erhält den Brief allerdings erst mit monatelanger Verspätung, macht sich aber dennoch in Begleitung seines treuen Adlatus Captain Hastings auf nach Littlegreen House, wo er erfahren muss, dass Miss Arundell schon vor Wochen nach dem Genuss eines für eine Leberkranke zu scharf gewürzten indischen Curry verstorben ist und zum Entsetzen der gesamten Verwandten ihr Haus und ihr unerwartet großes Vermögen allein ihrer Gesellschafterin Miss Lawson vermacht hat.

Der Hausarzt hat zwar auf einen natürlichen Tod befunden, aber Poirot ist sich sicher, dass der Treppensturz als Mordver-

such einzustufen ist, so dass ihn sein detektivischer Ehrgeiz nicht ruhen lässt, bis der Täter nicht gestellt ist.

Poirots wichtigste Aufgabe ist, die Charaktere der Beteiligten zu erforschen: Bella Tanios ein ist verschüchtertes Huhn, das sogar vor ihrem eigenen Mann Angst hat; Dr. Basil Tanios ist überaus freundlich und zuvorkommen, vielleicht sogar ein wenig zu sehr; Charles Arundell ist ein Luftikus und Geldverschwender, allerdings ein durchaus sympathischer; Theresa Arundell ist attraktiv aber mürrisch und gibt das Geld mit vollen Händen für ihre Garderobe aus; ihr Verlobter Dr. Rex Donaldson scheint ein tüchtiger, allerdings von übergroßem Ehrgeiz geplagter Arzt zu sein.

Der Ball spielende Hund ist einer der amüsantesten und faszinierendsten Krimis, die Agatha Christie je geschrieben hat.

Ihre Romane sind so gut wie alle dadurch charakterisiert, dass sie in zwei deutlich getrennte Abschnitte zerfallen, und zwar die Exposition, in der alle Beteiligten ausführlich vorgestellt werden, und die Aufklärung, in der ein Detektiv dem Täter

nachspürt; ein kurzes Zwischenspiel beschreibt die Übeltat selbst.

Die Exposition fällt, je nach Stimmung der Autorin, mal ironisch und witzig, mal sachlich und betulich aus; die Aufklärung gehört so gut wie immer zur letzteren Kategorie.

Und hier kommt die Besonderheit von *Der Ball spielende Hund*: In diesem Werk ist nicht nur die Exposition sehr amüsant gestaltet, sondern die Aufklärung übertrifft sogar noch den ersten Teil sich Sachen Unterhaltungswert.

Einige Beispiele sollen das besondere Talent Agatha Christies, das sich leider nicht in jedem Werk zeigt, beschreiben.

Hier fährt der Icherzähler Hastings zusammen mit Poirot zum Haus der Klientin.

Ich parkte meinen Austin auf dem Marktplatz. Poirot entledigte sich seines Mantels, vergewisserte sich, daß sein Schnurrbart himmelan strebte, und dann machten wir uns auf den Weg.
(S. 34)

I duly parked the Austin, Poirot divested himself of his superfluous garments, assured himself that his moustaches were in their proper condition of symmetrical flamboyance and we were then ready to proceed.

Hier fragt sich Hastings, ob für einen Detektiv nicht ein weniger auffallendes Auftreten hilfreich wäre.

„[...] Es läßt sich nicht leugnen, Poirot, daß Sie eine in die Augen springende Persönlichkeit sind. Ich wundere mich oft, daß Ihnen das bei Ihrem Beruf nie hinderlich war.“

Er seufzte. „Weil Sie die falsche Vorstellung haben, daß ein Detektiv ein Mann mit angeklebtem Bart ist, der sich hinter einem Pfeiler versteckt. Das ist *vieux jeu*. Ein Hercule Poirot braucht sich nur im Stuhl zurückzulehnen und nachzudenken.“ (S. 34)

„It cannot be denied, Poirot, that you have a noticeable personality. I have of-

ten wondered that it has not hindered you in your career.”

Poirot sighed.

„That is because you have the mistaken idea implanted in your head that a detective is necessarily a man who puts on a false beard and hides behind a pillar! The false beard, it is *vieux jeu*, and shadowing is only done by the lowest branch of my profession. The Hercule Poirots, my friend, need only to sit back in a chair and think.”

An Selbstvertrauen mangelt es, wie man sieht, Poirot gewiss nicht.

Im nächsten Zitat fragt sich der grundlegende Hastings, wohin das viele Lügen Poirots, der sich bei jedem Befragten als ein Anderer ausgibt, noch führen soll.

„Wissen Sie, Poirot, an wen Sie mich erinnern?“

„Nein, mein Freund.“

„An einen Jongleur, der mit verschiedenfarbenen Bällen spielt. Alle gleichzeitig in der Luft.“

„Die verschiedenfarbenen Bälle sind die verschiedenen Lügen, die ich erzähle – eh?“

„So ungefähr.“

„Und eines Tages, glauben Sie, kommt der große Knall?“

„Sie können es doch nicht ewig so weitertreiben.“

„Sehr wahr! Es wird ein großer Augenblick kommen, wo ich die Bälle einen nach dem andern einfange, meinen Diener mache und von der Bühne abgehe.“

„Begleitet vom donnernden Beifall der Zuschauer.“

Er warf mir einen mißtrauischen Blick zu. „Ja, kann sein.“ (S. 137)

„Do you know what you remind me of, Poirot?” I said.

„No, mon ami.”

„Of a juggler juggling with a lot of different coloured balls! They are all in the air at once.”

„The different coloured balls are the different lies I tell—eh?”

„That’s about the size of it.”

„And some day, you think, there will come the grand crash?”

„You can't keep it up forever,” I pointed out.

„That is true. There will come the grand moment when I catch the balls one by one, make my bow, and walk off the stage.”

„To the sound of thunderous applause from the audience.”

Poirot looked at me rather suspiciously.

„That well may be, yes.”

Und hier verrät uns Poirot, mit welcher Methode er den jeweiligen Mörder zu entlarven pflegt.

„[...] Die Art und Weise des Mordes läßt auf den Charakter des Mörders schließen und ist ein wichtiger Anhaltspunkt.“ (S. 153)

„[...] The character of the murder—implying as it does a certain temperament in the murderer—that is an essential clue to the crime.”

Abschließend kann man sagen: Wenn ein Leser vorhat, sich einen Krimi von Agatha Christie zuzulegen, dann liegt er mit dem vorliegenden Werk mit Sicherheit richtig.

Natürlich verdankt sich der Erfolg des Romans auch der vorzüglichen Übersetzung, deren Urheber leider ungenannt bleibt.

WILLIAM J. CAUNITZ



**VERDAMMTE
STADT
ROMAN**

*Caunitz, William J.: Verdammte Stadt

**William J. Caunitz [William Jerome
Caunitz, 1933–1996]**

Verdammte Stadt

(One Police Plaza, 1984)

Bertelsman (HC 432 S./DM xx)

Gütersloh 1988

**Aus dem Amerikanischen von Wulf
Bergner**

Genre: Krimi

Heinemann sah auf. „Ah, der Lieutenant – frisch und munter und heute morgen fast früher da als sonst!“

„Was ist denn so wichtig, daß ihr mich an meinem freien Tag herholen müßt?“ fragte Malone, während er über das geschnitzte Holzgitter griff, um es von der anderen Seite zu entriegeln.

„Sergeant Brady hat aus der One-four-one Chrystie Street angerufen. Er hat gemeldet, er habe eine Leiche gefunden, die ein Problem darstellen könnte. Er möchte, daß Sie hinkommen“, antwortete Heinemann.

„Hat er sich nicht genauer ausgedrückt?“

„Er hat nur von einem Problem gesprochen“, sagte Heinemann. (S. 7)

Heinemann looked up. „Ah, the lieutenant is in bright and early this morning.“

„What’s so important to drag me in on my day off?“ Malone asked, reaching over the carved gate, releasing the catch on the other side.

„Sergeant Brady telephoned from One-four-one Chrystie Street. He said that they had a DOA that could be a problem. He wants you on the scene,“ Heinemann said.

„Did he say what they had?“

„He only said that a problem had developed,“ Heinemann said.

Lieutenant Daniel Malone macht Dienst im Fünften Polizeirevier von New York. Sein Kollege Gus Heinemann zieht ihn an seinem freien Tag hinzu, weil Sergeant George Brady mit einem besonders kniffligen Todesfall konfrontiert ist.

In der Nähe des offenen Fensters standen ein Messingbett und eine selbstbemalte Kommode. Auf der durchgelegenen Matratze lag ein toter nackter Weißer flach ausgestreckt auf dem Bauch. Sein Kopf war zur Seite gedreht, die Augen waren geöffnet. Aus Mund und Nase sickerte Körperflüssigkeit und bildete eine Pfütze neben dem Unterkiefer. Das Blut war in der unteren Körperhälfte zusammengelaufen und hatte die tieferliegenden Rumpfteile blau verfärbt. Genick und Unterkiefer waren bereits von der einsetzenden Totenstarre erfaßt. (S. 8f)

Next to the open window was a brass bed and a chest of drawers with a homemade paint job. The body of a nude white man stretched flat on his stomach lay on the sagging mattress of the bed. His face was at right angles, with the eyes open. Body fluid seeped from the nose and mouth into a puddle of phlegm next to the jaw. Blood had drained to the lower part of the body causing dark blue discoloration of the lower

torso. The neck and jaw had stiffened from the downward contractions of rigor mortis.

Ein toter Weißer liegt in einem Appartement auf einem Bett, dem ersten Anschein nach ohne Gewalteinwirkung verstorben. Das Besondere an dem Fall ist, dass es sich um einen katholischen Geistlichen – Reverend James Gavon von St. Anselm’s in Brooklyn – handelt, und dass das Appartement einer Prostituierten namens Mary Collins gehört, die Malone auf den zweiten Blick als dem männlichen Geschlecht zugehörig identifizieren kann.

Mary schildert den Hergang.

„Okay, was ist also passiert?“

„Er ist wie üblich gekommen, und wir sind gleich ins Bett gegangen.“ Sie schüttelte ihr Haar zurück und strich es mit einer Hand glatt. „Er hat mir’s mit dem Mund gemacht. Dann hat er aufgehört und mich auf den Bauch gedreht. Er hat mich von hinten genommen, und wir sind groß in Fahrt gewesen, als er plötzlich ‚Jesus, vergib mir!‘ gerufen hat

und zusammengeklappt ist. Ich hab' gedacht, er sei gekommen. Aber ich hab' keine Bewegung gespürt ... kein Atmen gehört ...“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schwankte leicht. Sie weinte wieder. (S. 10f)

„Tell me what happened?“

„He arrived like usual and we went right to bed.“ She shook her hair back and smoothed it with her hand. „He went down on me. Then he stopped and rolled me over on my stomach. He went into my behind and we were pumping each other when all of a sudden he screams 'Jesus, forgive me/ and collapsed. I thought he came. But I didn't feel his chest heaving ... hear the breathing.“ She plastered her hands to her face, rocking from side to side. She was crying.

Malone bekommt das Problem in den Griff, indem er die Leiche abtransportieren lässt und im Protokoll vermerkt, der Reverend wäre auf der Straße zusammengebrochen,

wofür ihm der zuständige Bischof seine ewige Dankbarkeit versichert.

Aber schon wartet der nächste Todesfall, und der ist sehr viel gravierender.

Die Badewanne war bis dicht unter den Rand mit einer dunkelroten Flüssigkeit gefüllt, in der mit dem Gesicht nach unten der aufgedunsene Körper einer nackten Frau lag. Ihr langes blondes Haar war auf der Oberfläche dieser gräßlichen Mischung aus Blut und anderen Dingen ausgebreitet. Sich windende Maden bedeckten den Hinterkopf der Toten: wurmartige Tiere, die von menschlicher Verwesung lebten. Die Hände der Blondine waren mit Handschellen auf den Rücken gefesselt; die verschränkten Finger zeigten hilflos nach oben. (S. 27f)

The tub was filled to its brim with a dark red liquid. Lying face down was the swollen, nude body of a woman. Her long blond hair fanned out on the surface of the loathsome, hardened mixture of blood and other things.

Writhing maggots covered the back of the head, sodden wormlike creatures feasting on human decay. Her hands were handcuffed behind her body, intertwined fingers pointing helplessly upward.

Eine schon halb in Verwesung übergegangene Frauenleiche liegt mit dem Gesicht nach unten in einer Badewanne, die Hände mit Polizeihandschellen auf den Rücken gefesselt.

Sara Eisingers Unterkiefer hing nur noch in einem Gelenk. Auf halbem Weg zwischen Wanne und Leichensack fiel er klappernd zu Boden.

Die Tote wurde in den Segeltuchsack gelegt. Einer der beiden Männer bückte sich, um den Unterkiefer aufzuheben. Er warf ihn nachlässig in den Sack.

„Noch nicht zumachen“, verlangte Malone und kniete nieder, um die Körpervorderseite der Toten zu untersuchen. Er breitete die Hände unterhalb des Halses aus, ließ sie langsam über den Körper gleiten und tastete nach Ein-

schußwunden oder irgendeinem an den Leib geklebten Gegenstand. Seine Finger fühlten unter ihre schlaffen Brüste, unter ihre Achseln. Er drückte ihre Beine auseinander. „Großer Gott, seht euch das an!“ Aus Sara Eisingers Scheide ragte das gebogene Ende einer Vorhangstange. (S. 32)

The lower part of Sara Eisinger's jaw dangled from one socket. Her battered body was halfway between the tub and body bag when the jaw clattered to the floor.

The body was placed into the canvas bag. One of the attendants bent to scoop up the jaw. He nonchalantly tossed it into the bag.

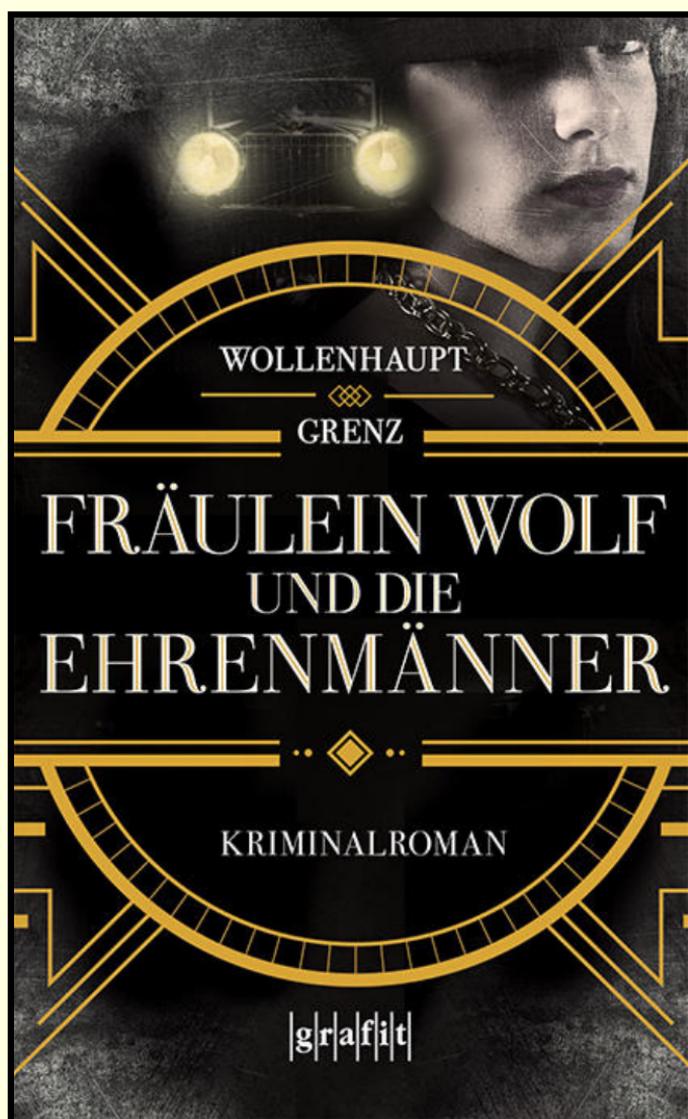
„Don't close it up,' Malone said, kneeling to examine the front of the body. He spread his hands under her neck and slowly ran them down over the body feeling for entrance wounds, something taped to the body. He felt under her deflated breasts. Her armpits. He pushed her legs apart. „Jesus Christ. Look at this.“

Protruding from Sara Eisinger's vagina
was the curved end of a curtain rod.

Man hat Sarah Eisinger, wie die Tote heißt, eine Vorhangstange der vollen Länge nach in die Scheide gerammt und die Verblutende dann in der Wanne ersäuft.

William J. Caunitz hat selbst lange Jahre beim New York City Police Department gearbeitet und seine Erfahrungen in *Verdamnte Stadt* einfließen lassen, weshalb die Ermittlungen, die der Protagonist des Romans durchführt, einen ausgesprochen authentischen Eindruck machen. Sogar der grausige Tod des oben erwähnten Mordopfers soll laut Wikipedia auf einen realen Fall zurückgehen.

Allerdings verwandelt sich der realistische Krimi im Lauf der Zeit in einen weniger glaubhaften Verschwörungs-Thriller, was aber der Spannung des Romans keinen Abbruch tut.



***Wollenhaupt, Gabriella: Fräulein Wolf und die Ehrenmänner**

Gabriella Wollenhaupt [1952–] & Friedemann Grenz [1944–]
Fräulein Wolf und die Ehrenmänner
Grafit 781 (TB 286 S./€ 13,00)
Köln 2021
Genre: Krimi

„Ich hatte jemand anderen erwartet.“
Alois Beckmann mustert die junge Frau.

„Wegen dem Namen Leo?“, fragt sie.
„Ich bin daran gewöhnt, dass man mit einem Mann rechnet. Aber ich bin nun mal eine Frau. Stört es Sie?“

Beckmann ist amüsiert. „Ich bin nur ein wenig überrascht. Sie sind also Leo Wolf. Kommt von Leonore, denke ich. Oder von Leopoldine?“

Beckmann gefällt, was er sieht. Eine junge Frau Ende zwanzig mit dunklem, glänzendem Bubikopf, einem roten Topfhut und einem beigefarbenen Mantel, der ihre Figur verbirgt. Hohe Schuhe mit Riemchen an wohlgeformten Beinen. (S. 8)

Die junge Wienerin Leonore Wolf reist im Jahr 1930 nach Berlin, um dort beim Sozialdemokratischen Pressedienst als Praktikantin zu arbeiten. Sie kann zudem mit der Unterstützung ihres Onkels Bernhard Weiß, des Vizepolizeipräsidenten von Berlin rechnen, der allerdings selbst wegen seiner jüdischen Herkunft von den Nationalsozialisten, insbesondere von Joseph Goebbels und Julius Streicher heftigst angefeindet wird.

Der Schriftleiter des Pressedienstes, Alois Beckmann, ordnet Leonore dem Jungredakteur Lukas Fox als Hilfskraft zu.

„Lieber Kollege Fox“, macht Beckmann weiter. „Reichen Sie Fräulein Leonore Wolf Ihre kollegiale Hand. Nehmen Sie sie mit zu den Geschichten, die Sie ausgraben.“

„Auch die harten Sachen?“, zweifelt Fox.

„Fräulein Wolf mag Verbrechen“, versetzt Beckmann.

„So ist es“, lächelt Leo. „Und da bin ich in Berlin ja gut aufgehoben, oder?“

„Genau. Nirgendwo in Europa wird mehr gemordet, betrogen, vergewaltigt

und zusammengeschlagen als in Berlin“, sagt Beckmann. „Es gibt keinen Anstand mehr, Frauen und Kinder prostituieren sich und niemanden kümmert es. Die Moral ist im Arsch – um es mal etwas unfein auszudrücken.“

Lukas Fox grinst. Seine blauen Augen blitzen. Auch Leo lächelt. Der Ton gefällt ihr.

„An welchem Fall arbeiten Sie gerade, Herr Kollege?“

„Es gab einen brutalen Mord im Wedding. Ein Uhrmachermeister ist erwürgt worden. Verdächtig sind seine Mädchen.“

„Mädchen?“, fragt Beckmann.

„Der Kerl war Hobbyfotograf, hat junge Frauen – fast noch Kinder – in anzüglichen Posen fotografiert und die Bilder unter der Hand verkauft. Er soll auch Bars und Bordelle beliefert haben. Ich wollte zum Tatort, dem Laden, der dem Mann gehört hat, und mich mal umsehen.“ (S. 10f)

Da sich Leo, wie sich die junge Frau nennen lässt, für Kriminalgeschichten interessiert,

darf sie sogleich bei der Berichterstattung über den Mord an dem Uhrmacher Friedrich Ulbrich mitmachen. Dieser Onkel Fritz, wie er genannt wurde, pflegte junge Mädchen aus den Unterschichten mit Vergünstigungen und Versprechen dazu zu verlocken, sich von ihm nackt photographieren zu lassen. Die Fotos verkaufte er mit gutem Gewinn an interessierte Kunden – und häufig die Mädchen gleich mit. Sein Schicksal ereilte ihn, als er bei einem Raubüberfall erwürgt wurde.

Eigentlich haben Lieschen Neumann, Richard Stolpe und Erich Benzinger nach dem Raubmord an Fritz Ulbrich eine gemeinsame Flucht geplant. Doch das Mädchen bleibt in Berlin und kehrt ins Elternhaus zurück. Die Beute von achtzig Reichsmark, etwas Schmuck und die Uhren werden von den beiden Männern mitgenommen und versetzt. Sie flüchten nach Stettin. Von dort wandern sie zu Fuß in ein Dorf namens Redel.

Lieschen kann den Mund nicht halten. Ganz Wedding spricht von dem bruta-

len Mord. Einer Bekannten erzählt sie, dass sie über den Mord einiges weiß, was nicht in der Zeitung steht. Die informiert die Polizei. Dem Verhör hält die Sechzehnjährige nicht stand: Sie gesteht den Mord und nennt ihre Komplizen. In der Wohnung der Eltern findet die Mordinspektion einen Koffer, der Stolpe gehört. Lieschen hat ihn hier deponiert, nachdem sie aus Stolpes Wohnung in Pankow Beutestücke aus dem Uhrmacherladen mitgenommen hat. Die Polizeiwachen in der Umgebung erhalten per Telegramm eine Beschreibung von Stolpe und Benzinger. Die Männer werden verhaftet. Die Mordinspektion kann einen weiteren Ermittlungserfolg verbuchen. (S. 35f)

Die drei Täter sind bald verhaftet: Es handelt sich um die beiden nicht sonderlich intelligenten Arbeitslosen Richard Stolpe und Erich Benzinger sowie die naivdummdreiste, sechzehnjährige Lieschen Neumann, eines der Opfer von Onkel Fritz, schwanger, mutmaßlich von dem Kindererschänder.

Leo verfolgt aufmerksam den Prozess gegen die Mörder und berichtet anschaulich darüber. Allerdings geht es um mehr als reine Pressemitteilungen, als Leo erfährt, dass Onkel Fritz seine Mädchen auch Nazi-Bonzen zugeführt hat. Ein Sturm aus Gift und Geifer bricht in der nationalsozialistischen Presse los – aber dabei bleibt es nicht, denn die braunen Horden wissen sich ihrer Gegner mit brutalsten Mitteln zu erwehren. Polizei und Justiz sind gegenüber diesem Terror teils hilflos, teils sympathisieren sie sogar damit.

Nebenbei ist Leo an in einer gespannten Liebesbeziehung mit dem undurchsichtigen Berliner Verleger Valentin Winterstern gefangen.

Selten hat ein Roman die Bedrohung durch die Nazis so drastisch und so furchteinflößend dargestellt wie *Fräulein Wolf und die Ehrenmänner*. Dabei haben die meisten auftretenden Figuren, auch der Uhrmacher und seine Mörder, tatsächlich existiert, so dass die Autoren auf Gerichtsprotokolle und Zeitungsmeldungen aus der damaligen Zeit zurückgreifen konnten.

Das folgende Zitat stammt von Julius Streicher und ist in *Der Stürmer* erschienen.

Ein einziger Beischlaf eines Juden mit einer arischen Frau genügt, um deren Blut zu vergiften. Sie hat mit dem artfremden Eiweiß auch die fremde Seele in sich aufgenommen. Sie kann nie mehr, auch wenn sie einen arischen Mann heiratet, rein arische Kinder bekommen. Wir wissen nun, warum der Jude mit allen Mitteln der Verführungskünste darauf aus ist, deutsche Mädchen möglichst frühzeitig zu schänden, warum der jüdische Arzt seine Patientinnen in der Narkose vergewaltigt. Das deutsche Mädchen soll den artfremden Samen eines Juden in sich aufnehmen. (S. 177)

Bernhard Weiß und die Berliner Justiz kämpfen letztendlich auf verlorenem Posten.

Das Hallo ist groß, als Leo die Redaktion des Pressedienstes betritt.

„Leo!“, ruft Lukas Fox. „Du hast es geschafft! Glückwunsch!“

Die anderen Kollegen applaudieren.

„Danke, aber was habe ich geschafft?“

„Das Stürmer- Verbot.“

„Leider nur vierzehn Tage“, sagt sie. „Und ob es ein Grund zur Freude ist, bezweifle ich. Dieser Streicher wird nur noch aggressiver.“

„Das geht doch gar nicht“, wirft Alois Beckmann ein. „Der Kerl ist psychisch krank. Sogar Goebbels hasst ihn, so hört man. Allerdings hat Adolf einen Narren an dem Widerling gefressen. Übrigens, ich hab gestern in meinem Stammcafe einen guten Spruch gehört. Betrifft Humpelstilzchen: ‚Lieber Gott, mach mich blind, dass ich Goebbels arisch find.‘“

„Wir sollten in jeder Ausgabe einen politischen Witz veröffentlichen“, schlägt Fox vor. „Zum Beispiel den: ‚Zwei Irrenärzte begegnen sich. Der eine grüßt: Heil Hitler! Darauf der andere: Heil du ihn!‘“

„Täglich ein politischer Flüsterwitz“, nickt Beckmann. „Ich werde die Idee mit

dem Genossen Chefredakteur besprechen. Herr Alfringhaus will Sie übrigens sprechen, Fräulein Wolf.“ (S. 180f)

Was der Roman allerdings ausspart, ist die Tatsache, dass in der Weimarer Zeit auch die Kommunisten ihren eigenen Kampfverband hatten, den „Roten Frontkämpferbund“, der der SA in wilden Saal- und Straßenschlachten Paroli bot.

Dass weite Teile der Bevölkerung vor den Kommunisten mehr Angst hatten als vor den Nationalsozialisten, erklärt sich auch dadurch, dass Letztere noch nie an der Macht waren und mit Versprechungen punkten konnten, während die Sowjets einen mörderischen Bürgerkrieg gegen die Weißen und die Grünen – mehrheitlich Weißrussen und Ukrainer – geführt hatten; und wenn auch damals noch wenig bekannt, so rotteten die Sowjets just zu der Zeit ganze Bevölkerungsschichten der Ukraine durch Hunger aus.

Elmore Leonard

Gangsterbraut

Roman



GOLDMANN

Elmore Leonard [Elmore John Leonard Jr., 1925–2013]

Gangsterbraut

(The Hot Kid, 2005)

Goldmann 46 297 (TB 382 S./€ 7,95)

München 2007

Aus dem Amerikanischen von Jochen Stremmel

Genre: Krimi

Am 13. Juni 1927 war Carlos Huntington Webster, inzwischen ein Meter achtzig groß, in Oklahoma City. Er trug einen dunkelblauen Anzug ohne Weste und einen Panamahut, dessen Krempe genau richtig über seine Augen gebogen war, wohnte in einem Hotel, fuhr jeden Tag mit der Straßenbahn und wurde als Deputy United States Marshai vereidigt. Das war an dem Tag, als Charles Lindbergh in New York City mit Lochstreifen geehrt wurde, die man tonnenweise auf den „Lone Eagle“ runterwarf, weil er allein über den Atlantischen Ozean geflogen war.

Und Emmett Long war nach seiner Entlassung aus dem McAlester wieder

in Checotah bei Crystal Davidson, wo sein Anzug sechs Jahre im Schrank verbracht hatte, nachdem ihn die Marshals in seiner Unterhose abgeschleppt hatten. Das Erste, was der Outlaw machte, sobald er von Crystal runter war, waren Telefonanrufe, um seine Bande wieder zusammenzubekommen. (S. 51)

Im Jahr 1927 herrscht in Oklahoma gerade der Ölboom. Carlos Webster, zwanzig Jahre alt und bereits Deputy US Marshal, trifft in Oklahoma City auf den Bankräuber Emmet Long. Die Beiden waren sich vor Jahren schon einmal begegnet, wobei Long den heranwachsenden Carlos als „Schmalzlocke“ verhöhnt hatte.

Carl fordert in Gegenwart von Longs dummdreister Freundin Crystal Davidson den Räuber auf, seine Waffe wegzulegen. Was weiter geschieht, schildert Crystal laut einem Zeitungsbericht wie folgt.

Das verschaffte ihr Zeit, den nächsten Teil zu erzählen: wie Emmett keine andere Wahl hatte, als seine Waffe, diese große Automatik mit den Griffschalen

aus Perlmutter, aus der Innentasche seiner Jacke zu ziehen und sie auf den Rand des Tisches zu legen, direkt neben sich. „Und als er sich umdreht“, sagte Crystal und begann zu grinsen, „macht er ein verblüfftes Gesicht. Er sieht Carl dort sitzen, und der hat keine Waffe in der Hand, sondern die Zeitschrift Photoplay. Emmett traut seinen Augen nicht. ‚Herrgott im Himmel‘, sagt er, ‚haben Sie denn keine Waffe?‘ Carl klopft sich auf die Seite der Brust, wo er den Revolver unter der Jacke im Holster trägt, und sagt: ‚Genau hier.‘ Dann sagt er: ‚Mr. Long, ich möchte mich ganz klar ausdrücken, damit Sie mich verstehen. Wenn ich meine Waffe ziehen muss, dann schieße ich, um zu töten.‘“ Crystal sagte zu den Reportern: „Mit anderen Worten, Carl Webster zieht seine Waffe nur, um jemanden totzuschießen.“ (S. 69)

Carl erschießt Long in Notwehr, soviel steht fest. Die Ausschmückung geht auf das Konto von Crystal und des Zeitungsreporters,

die ihre Story so weit wie möglich ausschmücken wollten.

Für Carl gibt es allerdings noch einiges zu tun, denn Longs Bandenmitglieder, insbesondere der gefürchtete Jack Belmont, sind noch auf freiem Fuß.

Elmore Leonard zeigt in *Gangsterbraut*, das er eindrucksvoll zu erzählen versteht. Allerdings strapaziert er sein Talent über Gebühr, so dass der Eindruck von Effekthascherei entsteht.



Ingrid Noll
*Gruß aus
der Küche*

Roman · Diogenes

*Noll, Ingrid: Gruß aus der Küche

Ingrid Noll [1935–]

Gruß aus der Küche

Diogenes (HC 304 S./€ 26,00)

Zürich 2024/500

Genre: Drama

Als ich den kleinen Gasthof meines hessischen Heimatortes übernehmen konnte, wollte ich den traditionellen Namen *Zum Hirschen* auf keinen Fall beibehalten, denn ich war dort durch das jahrelange Braten von Jägerschnitzeln zur Vegetarierin geworden. Mein Chef hatte wenig Wert auf eine raffinierte Zubereitung gelegt. „Salzen, salzen, salzen“ hieß sein Motto, denn am Durst der Gäste war mehr zu verdienen als an der Schlachtplatte.

Josch meinte, man könne den altbekannten Namen des Lokals mit einem einzigen Wort modernisieren, nämlich: *Zum vegetarischen Hirschen*, denn der König des Waldes sei schließlich seinerseits kein Fleischfresser.

Aber ich nannte den Gasthof nach der
Übergabe *Aubergine*. (S. 9f)

Irma Krugel führt den erfolgreichen vegetarischen Gasthof „Aubergine“ zusammen mit ihrem Lebensabschnittsgefährten Josch, der hier als Oberkellner arbeitet. So ganz passt das Paar nicht zusammen, weil Irma klein und rund, Josch groß und dünn ist, weshalb die erotische Beziehung der Beiden in letzter Zeit ein wenig erkaltet ist.

*Spannenlanger Hansel, nudeldicke Dirn!
Geh'n wir in den Garten, schütteln wir
die Birn'.*

*Schüttel ich die großen, schüttelst du die
klein'n,
wenn das Säcklein voll ist, gehn wir wie-
der heim. (S. 16)*

Diesen Vers hört Irma verständlicherweise nicht mehr gerne.

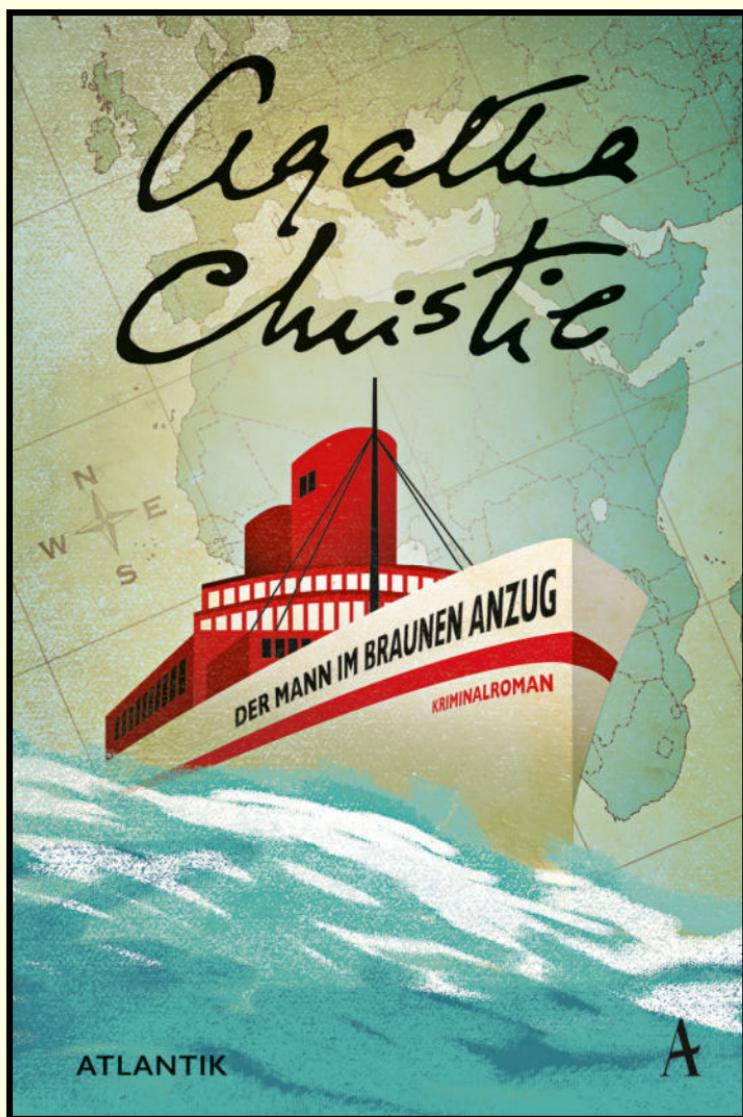
In der „Aubergine“ arbeiten noch weitere Kräfte. Da ist einmal die Hilfsköchin Nicole, die sowohl neugierig als auch geschwätzig ist und infolgedessen so manchen Stein ins Rollen bringt; dann kommt

die sechzehnjährige Hilfskraft Lucy, die sich einerseits eines stark anglierten Vokabulars bedient und andererseits ein Auge auf Josch geworfen hat; und schließlich ist da noch Dr. Vinzent Soloth, ein tattriger Greis, der beim Gemüseschneiden behilflich ist, kostenlos natürlich, gegen Verpflegung.

Wie es scheint, liebt Irma ihren Josch noch immer, während sich dieser für die junge Lucy zu interessieren beginnt und Irma wegen ihrer Körpermaße verspottet. Vinzent wiederum scheint Irma zu mögen und trägt, während man ihn für extrem schwerhörig hält, heimlich ein Hörgerät, so dass er Zeuge vieler vertraulicher Unterhaltungen wird. Um die arme Irma zu unterstützen, pflegt er ihren Spöttern kleine, aber doch durchschlagkräftige Streiche zu spielen, als deren Urheber niemand den alten Tatterich vermuten würde.

Ingrid Noll präsentiert uns in *Gruß aus der Küche* ein kleines Beziehungs-Biotop, in dem nicht nur hervorragend gekocht wird, sondern auch Liebe, Trotz und Eifersucht eine große Rolle spielen. Wie so häufig in den Werken dieser Autoren geht es auch hier um Erben und Sterben, Verköstigung

und Hausbesitz – Themen, die Ingrid Noll anscheinend besonders am Herzen liegen. Anders als in ihren früheren Werken wird hier niemand mit voller Absicht oder auch nur aus Unachtsamkeit ins Jenseits befördert, sondern die Autorin konzentriert sich hier ganz auf die Gefühlswelt der Figuren. Diese kommen übrigens reihum als Ich Erzähler zu Wort, wobei sich die Kapitel erfreulicherweise nicht überschneiden, sondern zeitlich aneinanderfügen.



Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Der Mann in braunen Anzug

(The Man in the Brown Suit, 1924)

Atlantik (TB 336 S./€ 14,00)

Hamburg 2022

Aus dem Englischen von Giovanni und Ditte Bandini

Genre: Krimi

„[...] Das ist der ‚Colonel‘ schließlich von jeher gewesen – ein hervorragender Geschäftsmann. Er hat das Verbrechen so organisiert, wie jemand anders eine Schuhfabrik organisieren würde. Ohne sich selbst zu kompromittieren, hat er eine Serie von erstaunlichen Coups geplant und geleitet und dabei keinen Zweig seiner Branche vernachlässigt. Juwelendiebstahl, Urkundenfälschung, Spionage – Letzteres in Kriegzeiten besonders profitabel –, Sabotage, Auftragsmord: Es gibt kaum etwas, woran er sich nicht versucht hätte. Und was das Beste ist: Er weiß, wann er aufhören sollte. Es fängt an, brenzlich zu

werden? Er zieht sich diskret zurück – mitsamt einem Vermögen!“

„Hm“, sagte der Graf weniger begeistert. „Für uns alle ist das ziemlich ärgerlich. Wir werden sozusagen auf die Straße gesetzt.“

„Aber nicht ohne eine Abfindung – und zwar eine sehr ansehnliche!“ (S. 9f)

Hier unterhalten sich in Paris die gefeierte Tänzerin Nadina und ihr Bewunderer Graf Sergei Pawlowitsch. Anders als ihre Namen vermuten ließen, sind beide waschechte Engländer und darüber hinaus frühere Mitglieder der Verbrecherbande des Colonel.

Weil sich Nadina benachteiligt fühlt, will sie mit ihrem Wissen über die südafrikanische Herkunft von Diamanten im Besitz des Colonel diesen um Geld erpressen und fährt zu diesem Zweck nach London.

Im Weiteren lesen wir die Memoiren der jungen und abenteuerlustigen Anne Beddingeld. Als ihr Vater, der Altertumsforscher Professor Beddingeld unerwartet stirbt und seine Tochter mittellos zurücklässt, sucht diese Unterschlupf bei Mr. Fle-

ming, dem Londoner Rechtsanwalt des Vaters.

In der Untergrundbahn beobachtet Anne einen Mann, dessen Mantel einen auffälligen Geruch nach Mottenkugeln verströmt.

In diesem Moment wandte sich der Mann um, als wolle er den Bahnsteig entlang zurückgehen. Sein Blick streifte mich kurz, glitt dann weiter auf etwas, was hinter mir war, und seine Miene veränderte sich. Sie war mit einem Mal vor Angst – fast Entsetzen – verzerrt. Er trat einen Schritt zurück, als scheute er instinktiv vor einer Gefahr zurück, ohne zu bedenken, dass er am äußersten Rand des Bahnsteigs stand, trat folglich ins Leere und stürzte hinunter. Aus dem Gleisbett schossen ein greller Blitz und ein Knistern. Ich stieß einen Schrei aus. Leute kamen angerannt. Zwei U-Bahn-Bedienstete schienen sich aus dem Nichts zu materialisieren und übernahmen das Kommando.

Ich blieb wie festgewurzelt stehen, im Bann einer Art grausiger Faszination. Ein Teil von mir war vor Entsetzen wie

gelähmt, und ein anderer Teil beobachtete nüchterninteressiert, wie man es genau anstellte, den Verunglückten von der Stromschiene zu lösen und auf den Bahnsteig heraufzuziehen.

„Lassen Sie mich bitte durch. Ich bin Arzt.“

Ein hochgewachsener Mann mit einem braunen Bart drängte sich an mir vorbei und beugte sich über den leblosen Körper. (S. 32)

Der Mottenkugelman scheint über einen Anblick, den er hinter dem Rücken von Anne tut, so zu erschrecken, dass er auf die Gleise der Untergrundbahn stürzt und zu Tode kommt. Ein weiterer Mann, der sich als Arzt ausgibt, beugt sich über den Toten, fummelt an ihm herum und eilt dann davon, wobei er einen Zettel verliert, der auffällig nach Mottenkugeln riecht.

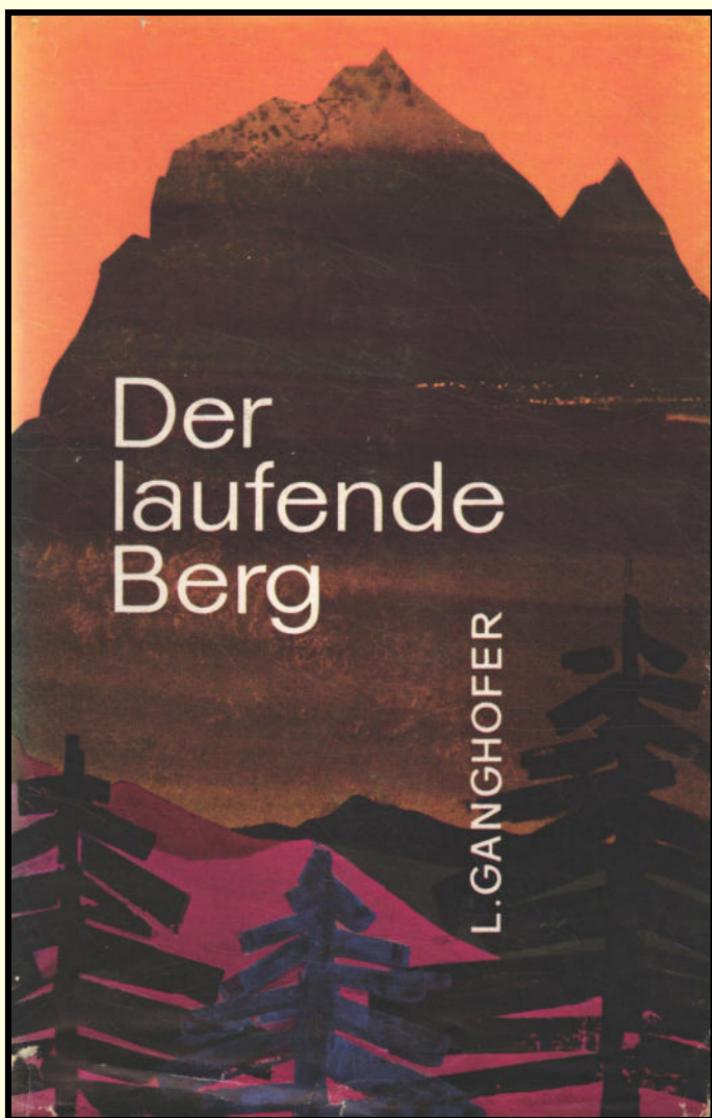
Anne hebt den Zettel auf und liest: „17.122 Kilmorden Castle“. Sie wird von der Polizei als Zeugin vernommen und erfährt dabei, dass der Tote L. B. Carton hieß, aus Südafrika stammte und einen Zettel bei sich trug, der zu einer Hausbesichtigung be-

rechtigte. Sofort besorgt sich Anne dieselbe Berechtigung und eilt zu dem Haus, nur um zu erfahren, dass dort eine Mrs. de Castina ermordet aufgefunden wurde, nachdem kurz nach ihr ein Mann in einem braunen Mantel das Haus betreten und wieder verlassen hatte. Anne vermutet, dass der vermeintliche Arzt und der Mann im braunen Anzug ein und derselbe waren; der besser informierte Leser wiederum kann annehmen, dass es sich bei der Toten um Nadina und bei dem Mann im braunen Anzug um den Colonel handelt.

Die Polizei hält von Annes Vermutungen nicht viel, aber die Zeitung Daily Budget ermächtigt sie zu Recherchen auf eigene Kosten. Dank eines Geistesblitzes kann Anne den geheimnisvollen Zettel, den der angebliche Arzt verloren hatte, entziffern: Die Zahlen geben ein Datum an, und der Name bezeichnet ein Schiff, das ein wenigen Tagen nach Südafrika fährt. Mit ihrem letzten Geld bucht Anne eine Passage und begibt sich auf eine äußerst gefährliche Reise.

Agatha Christie wandelt in *Der Mann im braunen Anzug* auf den Spuren der in den 1920er Jahren beliebten Krimis über ge-

wieft Verbrecherbanden und ihre genialen, fast unsichtbaren Chefs.



***Ganghofer, Ludwig: Laufende Berg**

**Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert
Ganghofer, 1855–1920]**

Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman
(1899)

Buchgemeinschaft Donauland

(280 S./S 33,00)

Wien 1964

Genre: Drama

Über den Waldhang kam auf steilem Pfad ein Jäger herabgestiegen – kein Berufsjäger, sondern einer, der die Jagd zu seinem Vergnügen trieb; nur der verwitterte Rucksack, der grüne Filzhut mit der Spielhahnfeder und die schweren Nagelschuhe erinnerten an die landesübliche Jägertracht; statt der Joppe trug er einen Flaus aus braunem Velvet, dazu eine grüne Weste mit silbergefaßten Hirschgranen und eine graue Tuchhose, die unter den Knien mit Ledergamaschen umschlossen war; eine neue Expreßbüchse, die den Erlös eines Ochsen gekostet hatte, vollendete die Ausrüstung dieses Bauern, der sich als Gutsbe-

sitzer fühlte. Er mochte einige Jahre über dreißig zählen, und man sah es ihm an, daß er ein hübscher Bursch gewesen war; noch heute stand ihm der schwarze Schnurrbart gut zu Gesicht, und ein Zug behaglichen Wohlwollens spielte um den vollen Mund; die derben Wangen zeigten jene rötlichen Äderchen, die an fleißig vertilgten Rotwein denken ließen, und die unruhig schwimmenden Augen verrieten, daß Toni Purtscheller auch den Jähzorn zu seinen Untugenden zählte. (S. 6f)

Der Purtscheller-Toni ist der reichste Bauer weit und breit. Um seinen Hof müssen sich allerdings die Dienstboten kümmern, denn sein Pläsier ist die Jagd; mit seiner Frau Karlin hat er nicht viel Glück, denn diese ist – vielleicht nicht ohne Grund – schwermütig, und sein vierjähriger Sohn Tonerl ist verzärtelt.

Einen großen Bergwald besitzt der Toni selbstverständlich auch.

Eine breite, frisch geöffnete Kluft versperrte den Pfad, und Purtscheller muß-

te einen Umweg machen. Als er den Steig wieder erreichte, blieb er stehen, legte das Kinn auf den vorgestemmtten Bergstock und betrachtete den Wald. Einzelne Bäume waren schon gefallen, viele standen schief und hingen mit den Wipfeln über Kreuz, und an mancher noch aufrecht stehenden Fichte verriet ein rötlicher Behauch der Nadeln, daß ihre Wurzeln seit geraumer Zeit schon außer Nahrung waren.

„Da kann’s noch a schöns Unglück absetzen! Der ganze Berg is im Laufen!“
(S. 7)

Allerdings steht es um den ganzen Berg nicht zum Besten, denn ein hochgelegener See hat sich einen neuen, unterirdischen Abfluss gefunden und beginnt auf diese Weise den Erdboden aufzuweichen und zum Laufen zu bringen.

Noch deutlicher als im Walde zeigte sich auf dem offenen Berghang das Bild einer rastlos fortschreitenden Zerstörung: alle Wiesen verwüstet und überschüttet von kiesigem Erdreich, das aus

höheren Lagen niedergeglitten war; Hunderte von Rissen und Klüften zogen sich nach allen Seiten; weite Strecken des ebenen Wiesengrundes waren senkrecht zu tiefen Gruben eingesunken, und in diesen Löchern standen schlammige Pfützen, aus denen quirlende Luftblasen aufstiegen. (S. 9)

Von dem Absacken des Erdreichs sind nicht nur Wälder und Wiesen betroffen, sondern auch die Häuser etlicher Bergbauern, darunter auch die Heimstadt des alten Simmerauer-Michel und seiner Frau, der Katherl.

Hier klagt der Michel dem Toni sein Leid.

„Was sagen S', Herr Purtscheller, was er auf amal für Gschichten macht! So a narrischer Berg! Viel tausend Jahr hat er an Fried geben! Und über Nacht fangt er söllene Sachen an! Wie an alter Mensch, der allweil nüchtern war, und jetzt hat er den ersten Rausch!“ Michel wandte das Gesicht zu den grauen Felswänden hinauf! „Alter! Alter! Dös hat dir auch net der liebe Herrgott eingeben! Da hast auf'n Teufel ghört!“ Seine kummervol-

len Augen irrten über das verwüstete Gehänge. „Die besten Wiesen frißt er, den schönsten Wald streicht er wie Butter aufs Brot, und ein Häusl um ‘s ander schluckt er. Vor acht Tag is dem Pichler ‘s seinige gfallen, gestern is ‘s Häusl vom Mitterhuber eingesunken bis ans Dach, daß die armen Leut durch ‘n Rauchfang haben aussischließen müssen! Und ‘s meinige —“ Die Stimme brach ihm. (S. 11f)

Aber da die Simmerauer seit Generationen in der Simmerau wohnen, will der Michel um keinen Preis sein Haus aufgeben und wie die anderen Bergbauern seine Leute und seine wenige Habe ins sichere Tal bringen. Stattdessen versuchen er und seine Frau, den Grund um das Haus mit Baumstämmen und Verstreungen zu sichern.

„[...] Ich bin angewachsen. Mein Vater, mein Ahnl und Urahl is schon gessen an dem Tisch, wo ich heut noch sitz. Da bin ich Kind gwesen, da hab ich mein Katherl heimgeführt, da hab ich Glück und Sorgen übertaucht, bis aus’m lus-

tigen Micherl langsam der alte Michel worden is mit weiße Haar. Und ich soll fürtkönnen? Na, lieber Herr! Jeder Stein am Häusl is a Stückl von mir, jeder Span an der Tür, an Tisch und Bank is lebendigs Holz und hat Wurzeln in meiner Seel. Mein Häusl bin ich! Und mein Häusl is alles, was ich hab. Sonst hab ich nix. Und wann sich der Mensch auf n Schrägen legt und macht d' Augen zu? A bißl was muß er überlassen für seine Kinder. Sonst is sein Leben für gar nix gwesen. Na, Herr Purtscheller! Ich kann net für. Und wann's schon so sein müßt, daß der Berg mein Häusl schluckt? In Gotts Namen! Muß ich halt mit abi. Mein Häusl und ich, wir zwei halten zamm.“ (S. 15f)

Die Tochter, das Vronerl, und der eben vom Militärdienst zurückgekehrte Sohn Mathes unterstützen kräftig die alt und schwach gewordenen Eltern.

Der Schmied des Ortes, der Daxenschorschl, hat ein Auge auf das Vronerl geworfen, aber weil er ein Hallodri ist und alles lieber macht als sein Handwerk auszu-

üben und daher völlig überschuldet ist, will das Mädchen nichts von ihm wissen.

Der Simmerauer ist schier verzweifelt über die Prognosen, welche die herbeigerufenen Fachleute über den Berg abgeben. Nur sein großes Gottvertrauen hält ihn noch aufrecht.

„Abi? So? Abi, sagen s’? Abi wird’s müssen?“ raunte Michel vor sich hin. „A rechtschaffener Mensch bin ich gewesen mein Leben lang. Und so sollt er mich auszahlen können? Der seil da droben?“ Langsam hob er die Augen zum Himmel. „Na, Kinder! So ebbes glaub ich net von ihm. Schenieren müßt er sich! Wann ich auffikomm zu ihm und tat ihn fragen: ‚Wo is denn mein Häusl, du?‘ Und er kunnt net sagen: ‚Drunten steht’s, wo’s allweil gstanden is!‘ schenieren müßt er sich! Vorm alten Michel müßt er sich schenieren!“ Mit den Fäusten wischte er über die Backen und schüttelte den weißen Kopf. „Na, Kinder! Na! So ebbes tut er net. Der halt fest! Der seil da droben! Aber mithelfen müssen wir. Mithelfen! Komm her, Alte!“

Mathes, komm her! Und du, mein Madl!
Gebts mir d' Hand drauf, daß wir unser
Häusl halten bis zum letzten Schnaufer!
Nur net auslassen, sag ich! Schaffen,
allweil schaffen!“ (S. 35)

Auch um die Finanzen des Purtschellers steht es nicht zum Besten, weil dem Jähzornigen wegen seines unklugen Auftretens eine große Hypothek gekündigt wurde. Ausgerechnet Mathes macht sich deshalb große Sorgen, denn er und Karlin, damals noch Linerl genannt, waren von Kindheit an Freunde, und auch wenn er es sich nicht eingesteht, so ist er doch noch immer in die bedauernswerte Frau des Purtschellers, die von diesem oft genug gedemütigt wird, verliebt. Außerdem wird langsam ruchbar, dass der Purtscheller mit seiner Magd Zäzil etwas vertrauter umgeht, als es einem Bauern ansteht.

Der laufende Berg entwickelt sich schnell von einer Hochlandidylle zu einer Tragödie. Ludwig Ganghofer erspart dem Leser nichts: Die Tüchtigen und Fleißigen geraten unverschuldet in Not, erleiden einen Unfall oder müssen sogar das Leben lassen; die

Reichen und Hochmütigen bringen sich durch ihre eigene Unvernunft ins Unglück; und die Leichtsinnigen rennen sehenden Auges in ihren Untergang. Manchmal scheint es, als würde sich die Lage bessern, aber bald darauf geht es nur umso schneller bergab ins Verderben. Auch bezüglich zwischenmenschlicher Beziehungen gibt es fast nur Probleme: Da sind Menschen miteinander verheiratet, die von Charakter und Neigung her überhaupt nicht zusammenpassen; und die potentiellen Ehekandidaten entfernen sich immer stärker voneinander.

Erst ganz am Schluss erbarmt sich der Autor und lässt die Überlebenden noch ein wenig Glück und vielleicht sogar ein bescheidenes Auskommen finden. Ludwig Ganghofer erzählt diese schauerliche Geschichte mit einer derartigen Kunstfertigkeit, dass dem Leser Angst und Bange wird.

Ein Jude kommt in dem Roman auch vor, und zwar der kleine, alte, magere und abgerissene Rufel, der entgegen dem äußeren Anschein ein geschickter Händler ist und auch große Kredite gegen eine bescheidene Provision zu vermitteln weiß.

Rufel zog das rote Tuch hervor und wischte sich die Stirn ab. Dann stieß er seinen Hakenstock auf die Dielen. „Nu ja! Ich für mein Teil komm gut aus mit die Leut. Hab ich aber wirklich emal en Verdruß im Dorf, woher kommt's? Von dem gottvermaledeiten Geldgeschäft. Drum will ich nix wissen von die Geldgeschäfte. En richtigen Handel mach ich gern. E schöner Handel is was Schöns. Mit die Geldgeschäfte sollen se mich in Ruh lassen! Hab ich e Geld? Ich hab doch nix! Aber da wirtschaften se schlecht, und dann brauchen se Geld und Geld und Geld. Und da heißt es: Rufele, leih mir! Rufele borg mir! Rufele, gib mir e Geld! Rufele hint und Rufele vorn! Und richtig, der Rufele läßt sich beschwatzen und lauft sich die alten Fuß krumm und treibt das Geld auf. Als en ehrlicher Mann muß ich doch sorgen dafür, daß die Leut, die mir geschenkt haben ihr Vertrauen, zur richtigen Zeit mit Zinsen ihr Geld wiederkriegen. Aber komm ich mahnen, so machen se mir Grobheiten. Und wollen se nix zahlen, und ich muß Gott behüt zu Gericht

gehen, so schreien se: Jud, Jud! Und nehmen mir's übel, daß e paar dumme Juden vor achtzehnhundert Jahr mitgeholfen haben, den christlichen Heiland kreuzigen. Ich bin doch nix dabei gewesen. Und warum schimpfen se nix auf die Italiener? Der Ponzipilatus und seine Kriegsknecht sennen doch Italiener gewesen. Und ich sag Ihnen, Frau Purtschellerin: Hätten de Juden von damals sich denken können, was für e Geserres draus entsteht, sie wären gescheit gewesen und hätten's gehn gelassen. Nu ja! Das war doch den Christen auch wieder nix recht gewesen. Nix e so und nix e so. Is e harts Leben, Frau Purtscheilerin!“ Wieder fuhr sich Rufel mit dem roten Tuch über das erregte Gesicht. Dann sagte er ruhiger: „Grobheiten! Ja! Schauen Se mich an, meine liebe, gute Frau Purtschellerin: Wie ich da weg geh, weiß ich im voraus, daß ich wieder en Sack voll Grobheiten einzustecken bekomm. Und warum? Weil ich nach Recht und Pflicht e bißl mahnen muß!“ (S. 123f)

Der Rufel könnte dem Daxen-Schorschl und sogar dem Purtscheller-Toni aus der Breidouille helfen – aber was nützt ein Überbrückungskredit, wenn die Beiden nicht bereit oder sogar nicht in der Lage sind, ihre Einstellung und ihren Lebenswandel zu ändern?

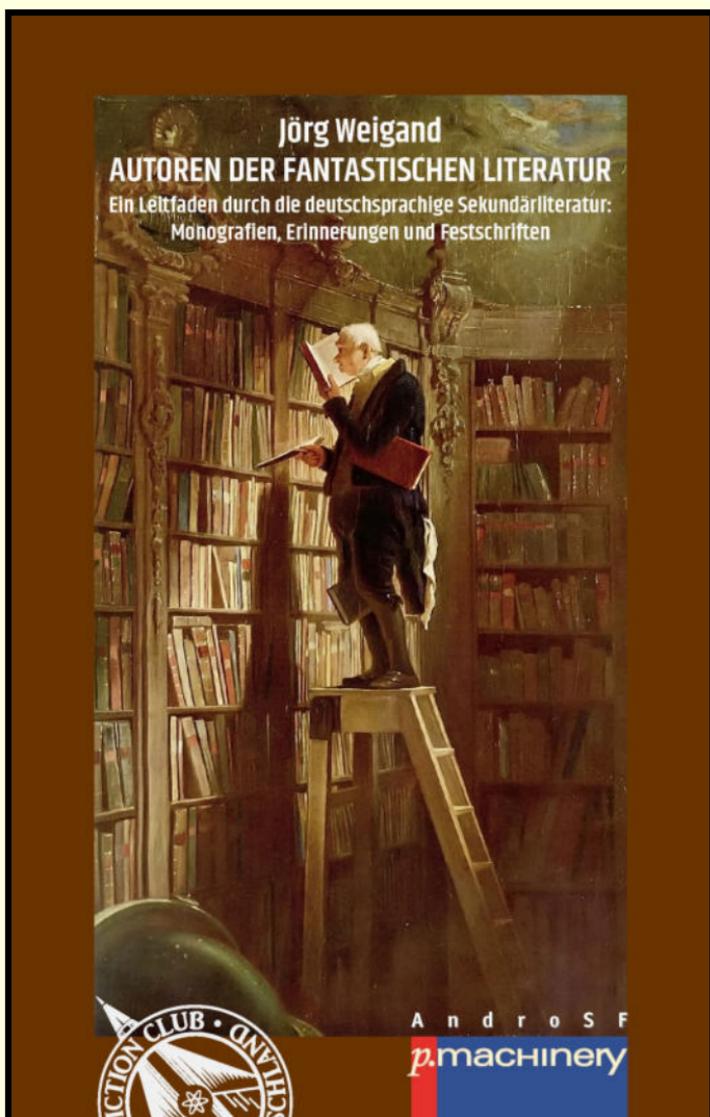
Und weil der Purtscheller nicht auf die Bedingungen des Rufel eingehen will, der ihm rät, sein heißgeliebtes Rennpferd zu verkaufen, packt den Toni die rasende Wut und er heißt seinen Gesprächspartner einen Saujuden.

„Naus, sag ich, oder ich vergreif mich an dir, du Saujud, du miserablicher!“

Dunkle Röte schoß über das hagere Gesicht des Alten, und seine Stimme zitterte. „Beleidigen Se, bitt ich, den alten Rufel nix! Ich bin nix e Saujud. Ich bin e Jud. Ohne was dabei. Is heutigentags eh schon Unglück genug.“ (S. 140)

Als Kuriosum sei noch vermerkt, dass in dem Roman auch das Verbum „roboten“ vorkommt, als Ausdruck für unablässiges, besinnungsloses körperliches Schuften. Das

Wort ist also nicht erst durch Karel Čapeks berühmtes Drama *R. U. R.* aus dem Jahr 1920 im deutschen Sprachraum bekannt geworden.



MEIN BÜCHERBORD

Kuno I. Hilgenfelder

Jörg Weigand

Autoren der Fantastischen Literatur

2022, p.maschinery Michael Haitel,

232 S. 14.90 €

ISBN 978 3 95765 290 4

Natürlich! Jörg Weigand ist bekannt für seine fundierten und gut recherchierten Rezensionen zur fantastischen Literatur.

In seinen Arbeiten analysiert er die Werke verschiedener Autoren sorgfältig und gibt einen tiefen Einblick in deren Stil, Themen und Bedeutung.

Seine Rezensionen sind stets freundlich, ehrlich und bieten sowohl Fans als auch

Neueinsteigern eine wertvolle Orientierungshilfe.

Wer sich für die Welt der fantastischen Literatur interessiert, kann bei Weigands Büchern, vor allem bei diesem Weigand-Band, sicherlich spannende und informative Einblicke erwarten.

Weigand bietet ein Kaleidoskop von Autoren von Douglas Adams bis Gerhard Zwerenz und schöpft dabei aus seinem enzyklopädischen und profunden Wissen, vor dem Unsereins nur Staunen kann.



BRUGGORE: VON BLUTROT GETÖNT BIS BLUTROT TRIEFEND

Achim Hättich

Das Bruggore konnte dieses Jahr sein 5-jähriges Jubiläum feiern, weswegen das Festival einen Tag länger dauerte, nämlich genau fünf. Was zu einem Anstieg in der Anzahl verkaufter Einzeltickets führte, nämlich 3900, 700 Tickets mehr als 2024, das Festival etabliert sich. Dieses Jahr waren die Killer am stärksten vertreten, ein Bezug zu der unsicheren Weltlage? Es floss viel Blut, eine Empfehlung für jene, die unter Anämie leiden.

Der Wettbewerb präsentierte drei Filme aus Lateinamerika, zwei aus Europa. Der

beste Film des Festivals war **Must auk** (Siimets, Moonika; EST/FIN 2024): drei Geschichten, perfekt miteinander verwoben, so realistisch über das Leben in Estland wie auch Aliens und Monster präsentierend. Das titelgebende schwarze Loch ist für die Protagonist*innen sprichwörtlich zu nehmen, alle machen nie dagewesene Erfahrungen, deren Ende in der Schwebeliege ist. Ebenfalls gut ist **Else** (Emin, Thibault; BEL/FR 2024). Er handelt von einem Paar, das sich kürzlich kennengelernt hat. Aber es kommt zu einem Lockdown, infizierte Personen verschmelzen mit ihrer Umwelt, ein wahrhaft surrealer Albtraum, visuell sehr ansprechend. **Alucina** (Cutrona, Javier; EC 2024) ist ein fantastischer Film aus Ecuador, in dem eine junge Frau unter Amnesie leidet, Pizzaschachteln sammelt und von einem riesigen, schwebenden Fisch durch Quito begleitet wird. Als ihr Liebhaber spurlos verschwindet findet sie auf der Suche nach ihm Zugang zu ihrer schweren Kindheit. Durchaus sehenswert, aber hätte fokussierter sein können.

Dies kann man noch stärker von **Un Cuento De Pescadores** (Nito, Edgar, MEX

2024) behaupten, wo es hilfreich wäre, sich mit der mexikanischen Mythologie besser auszukennen. Er ist auch zu überladen mit Figuren, überzeugt durch die Musikeinlagen und die Landschaftsbilder. Am schlechtesten fand ich **Deus Irae** (Cristiani, Pedro; AR 2023), ein im Exorzismus erfahrener Priester muss Dämonen jagen, wird von 2 anderen Dämonenjägern*innen unterstützt. Alles erscheint ungeordnet, mäandert hin und her, selbst bei gelungener düsterer Atmosphäre und einem gruseligen Jesus am Kreuz. Dieser gewann allerdings den Eye of the Beholder Award, bekam er einen Bonus durch den Tod des Papstes?

Als Season Special gab es Nature's Tipping Point, damit die von uns ignorierte und vernachlässigte Natur lautstark, brachial und bildgewaltig zurückschlagen kann. In **Blutgletscher** (Kren, Marvin; ÖS 2013) schmelzen in einer Klimakatastrophe die Gletscher und setzen Monster frei, die eine Klimaforschungsstation in den Alpen angreifen. Wunderschön gefilmt, aber auch das menschliche betonend ist Kren ein eindrücklicher, nachdenkenswerter Film gelungen. In **Gwoemul** (Bong, Jong-Ho, SK

2006) die Chemikalien, in **Them!** (Douglas, Gordon; US 1954) die Radioaktivität lassen Monster entstehen, die Menschen angreifen. Weniger eindeutig sind **The Happening** (Shyamalan, M. Night; US IN 2008) und **Long Weekend** (Eggleston, Colin; AUS 1978), in denen die Natur nur eine untergeordnete Rolle spielt. Im ersten erfasst eine Suizidwelle die USA, Umweltschäden sind eine mögliche Ursache; im zweiten steht der Streit eines Ehepaares im Mittelpunkt, sie schädigen die Natur ein wenig. Beide letztgenannten Filme hätte man weglassen können, dafür **Bhediya** oder **Kaze no tani no Naushika** zeigen sollen, dazu ein Symposium über Darstellung Natur im Film machen sollen.

Zwischen den Fronten steht **Idiot Girls and School Ghost: School Anniversary** (Kim, Min Ha; SK 2024), ein typischer südkoreanischer Gespensterfilm. In diesem können Schulmädchen, um den Übertritt in eine höhere Schule zu schaffen, eine Nacht in einem Gespensterhaus überleben. Dabei treten Buddha und Maria auf, aber die wirklichen Probleme der südkoreanischen Jugend werden nur am Rand erwähnt. Mehr

überzeugt **Vampire Zombies...from Space** (Stasko, Michael; CAN 2024), in dem Dracula die Herrschaft ausgerechnet in einem Dorf erringen will, wofür er die Menschen in Vampirzombies verwandelt. Wir erfahren aber mehr über die menschliche Natur, wie mit offensichtlichen Wahrheiten umgegangen wird, und wie blind wir sein können. **Unspeakable: Beyond the Walls of Sleep** (Ferrin, Chad; USA 2024) ist eine Lovecraft-Interpretation, indem ein Psychatriepatient von einer anderen Persönlichkeit beherrscht wird, aber eine Vertiefung in dessen Träume setzt eine grosse Gefahr für die Erde frei. Zwar weitgehend originalgetreu, aber die Lovecraftche Atmosphäre kaum treffend.

Beim Rest handelt es sich um Killerfilme: in dem surreal endenden **House of Wax** (Collet-Serra, Jaume USA/AUS 2005) versucht jener, sein Wachsfigurenkabinett aufzufüllen. Im besseren **Bloody Axe Wound** (Lawrence, Matthew John; USA 2024) sollen neue Videos entstehen, selbst die Tochter wird involviert. **Stream** (Leavy, Michael; USA 2024) will durch die Morde möglichste viele Zuschauer*innen und hohe

Wetten erzielen. In **Grafted** (Rainbow, Sasha; NZL 2024) werden andere umgebracht, um durch Transplantationen besser auszusehen oder populärer zu werden. Auf ein Haus beschränkt müssen in **Until Dawn** (Sandberg, David F.; USA 2025) die jungen Leute bis zum Morgen durchhalten, um zu überleben, eine Zeitschleife kommt zu Hilfe. **Peter Pan's Neverland Nightmare** (Chambers, Scott; GB/USA 2025) benutzt die bekannte Figur, um Leute ins Kino zu locken. Das war falsch, es war der schlechteste Film, soll dieser doch ins Neverland verschwinden. Dort befindet sich **Dala Qasqiri** (Yerzhanov, Adilkhan; KAS 2024), aber nicht wegen der Qualität des Films, sondern es ist der nihilistischste Film, den ich kenne: ein ehemaliger Polizist hilft einer Mutter auf der Suche nach ihrem verschwundenen Sohn, aber tötet dabei alles, was ihm über den Weg läuft, ob gut oder böse, ob Freund oder Feind. Ist Kasachstan so verrotzt?

Jener ist nicht unbedingt phantastischer Natur ähnlich wie **Long Weekend**. Aber sonst dominierte das Phantastische eindeutig. **Locked** (Yarovesky, David; US 2025) war der meist besuchte Film, gefolgt von **Until**

Dawn, Deus Irae, Must auk, Vampire Zombies ... From Space!, Blutgletscher, Chainsaws Were Singing (Maran, Sander; EST 2024) und **Pabrik Gula** (Suryadi, Awi; INDO 2025). Die zwei meistbesuchten Filme kamen von den USA, aber dann ist es vielfältig. Es hat sich dieses Jahr erneut gelohnt, das Bruggore zu besuchen. Fast jeden dritten Film (**Bloody Axe Wound; Blutgletscher; Must auk, Else; Vampire Zombies...from Space**), der in Brugg zum ersten Mal gesehenen Filme fand ich gut und es ist auch nicht schlecht, wenn mal ein schlechter Film dabei ist. Auf ein Neues 2026 vom 21. bis 25. April



ALLE TITEL

STERNENLICHT

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HISTORISCHES DEUTSCHLAND

KRIMI & THRILLER

ÜBERSINNLICHE DETEKTIVE

JUBILÄUM: SAPHIR IM STAHL

Erik Schreiber

Vor 15 Jahren, am 10. Mai 2010, gründete Erik Schreiber seinen Verlag. Das Jubiläum nehmen wir zum Anlass, unseren Verlag, sein Programm und die damit verbundenen Autorinnen und Autoren zu feiern. Im Laufe dieses Jahres wird es daher einige schöne Aktionen rund um das Verlagsjubiläum geben. Hauptsächlich auf den besuchten regionalen Buchmessen.

„Vielfalt als Programm“ – unter diesem Motto feiert der Verlag Saphir im Stahl sein 15-jähriges Bestehen. Dass dieses Motto auch heute noch über unserem Programm steht ist Ausweis schönster Kontinuität und

zeitgemäßer Weiterentwicklung. Unser Programm spiegelt dies in allen Facetten wider: Aktuelle und klassische Literatur und beste Unterhaltung. Was wir ohne Übertreibung hinzufügen können: Es ist eines der vielfältigsten, aufregendsten Programme der Verlagsgeschichte. Man hat es nicht immer in der Hand, ob das eine oder andere Buch rechtzeitig fertig wird und im gewünschten Programm erscheinen kann. Daher ist ein Besuch der Webseite www.saphir-im-stahl.de zur Information gern gesehen.

Angefangen hat alles zu Beginn der Achtzigerjahre. Der Verlagsleiter als Sammler, Leser und Schreiber von Phantastik hatte einige Manuskripte zur Fortführung der Fernsehserie „Raumpatrouille Orion“ in der Schublade. Aber erst 2010 hatte er die Möglichkeit, einen eigenen Verlag zu gründen. Die erste drei Bücher, wie konnte es anders sein, enthielten die Fernsehfolgen zu „Raumpatrouille Orion“. Geschrieben von Hanns Kneifel. Mit ihm wollte ich weitere Abenteuer herausbringen, aber der beliebte Autor verstarb, bevor die Ideen umgesetzt werden konnten.

Geplant war, nur schöne gebundene Bücher sollten erscheinen. Bisher sind es auch über dreißig Bücher geworden.

Heute publiziert der Verlag die Reihe „Sternenlicht“. Mit insgesamt fünf Autoren erscheinen die Romane im Abstand von zwei bis drei Monaten. In diesem Monat erschien Band 25 der Reihe, das zweite Jubiläum des Verlages.

Zum Renommee beigetragen haben die von Erik Schreiber herausgegebene Edition „Historisches Deutschland“, in dem alte Texte über Orte, Regionen und Bauwerke wieder veröffentlicht werden. Ziel ist es, die Vergangenheit in die Gegenwart zu holen um die Zukunft besser gestalten zu können.

Das erste Taschenbuch erschien in der Reihe „Märchen Sagen und Legenden“. Das Buch mit Wolfsmärchen und Wolfssagen entwickelte sich über die Zeit zu einem Bestseller, ebenso wie Rübezahl und Alle Zeit der Welt.

2017 übernahm der Verlag die beiden Verlage Scratch-Verlag und Arcanum Fantasy Verlag. Seitdem erscheinen die Fantasy-Titel im letzteren Verlag. Dort erscheint die Reihe „Mystische Schriften“. Texte unbe-

kannter und bekannter Autoren, die sich mit mysteriösen Begebenheiten beschäftigen.

Währenddessen erweiterte der Scratch Verlag sich von einem Phantastikverlag zu einem Verlag für moderne und klassische Belletristik.

Es sind die besonderen Bücher, die in den Verlagen veröffentlicht werden.

Wir freuen uns darauf, mit Ihnen diesen runden Geburtstag zu begehen!

STERNENLICHT



DER KAMPF UM
CHUMAC



ERIK SCHREIBER



Sternenlicht

Dieser Tage erschien der 25ste Band der Science Fiction Serie „Sternenlicht“. Die Reihe ist eine Hommage an die Fernsehserie „Raumpatrouille Orion“ und die Science Fiction der 1960er bis 1980er Jahre. Im Mittelpunkt steht der heutzutage verloren gegangene Sense of Wonder.

Die beteiligten Autoren fliegen mit ihren großartigen Forschungsschiffen ins Weltall und lassen die begeisterten Leser daran teilhaben. Jedes Buch ist ein eigenständiges Abenteuer, voller unerwarteter Wendungen, gefährlicher Missionen. Die detaillierten Beschreibungen der Raumschiffe, die realistischen Darstellungen fremder Planeten und Kulturen und die spannenden wissenschaftlichen Konzepte schaffen eine immersive Leseerfahrung, die an die Klassiker des Genres wie Isaac Asimov, Robert Silverberg, Robert A. Heinlein und Phillip K. Dick erinnert.

Auch nach 25 Bänden ist die Reise von „Sternenlicht“ noch lange nicht zu Ende. Neue Abenteuer warten auf die Leser, und

die Reihe verspricht, auch in Zukunft die Grenzen der Fantasie zu erweitern und uns auf eine Reise durch die unendlichen Weiten des Alls mitzunehmen.



DIE TARNKAPPE

Gerd Maximovič

Liebe Leserin, lieber Leser,

in der bewährten Edition Bärenklau (Jörg Munsonius) wurde mein Roman „Die Tarnkappe“ als eBook veröffentlicht.

In diesem Roman spielen einzigartige Gedanken eine Rolle. Die Frage stellt sich jeder unbefangenen Leserin, jedem unvoreingenommenen Leser: ist so etwas, wie das Geschilderte, überhaupt möglich? Also, daß wir mit unseren Gedanken Einfluß nehmen können? Sind unsere Gedanken nicht gleichgültige, verfließende Schatten? Und mehr noch, wenn wir den Uhrzeiger an der Dom-Uhr betrachten, welcher – für eine Einzelperson – ständig „fünf vor Zwölf“ anzeigt, kann es sein, daß uns da

etwas warnt? Und wenn ja, worum handelt es sich dabei?

Wir tauchen hier einmal mehr in die Science Fiction ein, und zwar in ihre denkbar bestmögliche Art. Denn bei derselben handelt es sich ja um „Gedankenliteratur“ im besten Sinne. Also um etws zum (selbständigen!) Denken. Insofern liegen wir hier – mit diesem höchst unterhaltsamen, ja spannenden Roman – vollständig richtig!

Leserin und Leser sind gerne eingeladen, sich über die angesprochenen Themen ihre eigenen Gedanken zu machen.

Es lohnt sich, und spannend ist es allemal.

Viele Grüße,
Gerd Maximovič

Die Tarnkappe
Ein Zukunftsroman von Gerd
Maximovič
(Klappentext)

Wir betrachten die Nachrichten im Fernsehen, um zu überprüfen, ob das eingetreten

ist, was wir uns vorgestellt haben. Kann man also die Welt durch Gedanken und Wünsche beeinflussen? Was ist mit den Japanern oder Engländern vor vielen hundert Jahren, welche Gott anflehten, sie vor der Invasion der Mongolen beziehungsweise der Spanier zu beschützen? Und die Abwehr gelang, insbesondere durch das tobbende Meer, wie die Geschichtsbücher ausweisen.

Was hat der Zeiger hoch oben an der Dom-Uhr zu bedeuten, welcher bloß für eine bestimmte Person beharrlich auf fünf vor Zwölf steht? Und was ist mit dem möglichen Pochen in unseren Ohren? Kann man sich eigentlich unsichtbar machen? Und läßt sich das Ergebnis von Fußball-Spielen durch Gedankenkraft beeinflussen?

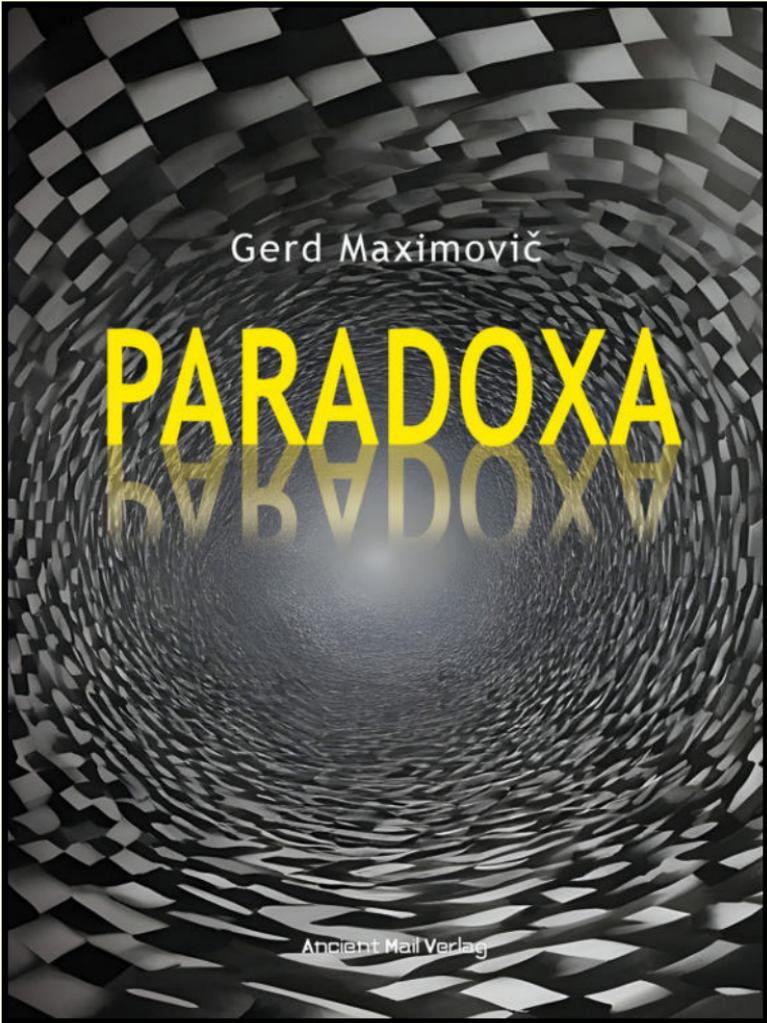
Seltsame Fragen, welche die beiden Freunde in diesem Roman erörtern. Wohnt eine höhere, unterbewußt wirkende Macht uns inne? Und kann man dieselbe am Ende auch noch steuern? Haben Leserin und Leser dieser Zeilen nicht auch schon einmal den Hinweis vernommen: „Sie müssen das unbedingt überschlafen!“ Oder: „Schlafen Sie sich gesund!“ Wie beurteilen wir in die-

ser Hinsicht den Schlaf, einen Zustand, in welchem unser Ich ausgeschaltet ist? Wer oder was ist in diesem Falle für uns tätig? Dürfen wir in dieser Hinsicht eine unsere Interessen wahrnehmende höhere Macht in uns vermuten?

Der Besucher in diesem Roman drängt darauf, eine abgelegene Abstellkammer zu untersuchen. Die Vorstellung des Unsichtbarmachens geht ihm nicht aus dem Kopf. Und in besagtem Raum gedenkt er zu diesem Zweck einen Tarnanzug zu entdecken.

In diesem stets unterhaltsamen, ja spannenden Roman werden die Denkfähigkeit herausfordernde Vorstellungen erörtert. Das gilt nicht nur für unsere beiden hier vorgestellten Freunde, sondern es gilt gleichermaßen für jede Leserin und für jeden Leser.

Wir kommen nicht darum herum, aber man muß unbedingt selbständig denken!



PARADOXA

Gerd Maximovič

Liebe Leserin, lieber Leser,

im Ancient-Mail-Verlag (Werner Betz, Europaring 57, 64521 Groß-Gerau) wurde mein Sachbuch „Paradoxa“ veröffentlicht (Paperback, DIN A 5, 376 Seiten). Erhältlich über den Buchhandel, Amazon sowie über den zum Verlag gehörenden „Shop“.

Als „paradox“ erscheint uns, was nicht so ohne weiteres in unser Weltbild paßt. Bekannt sind die von Zenon überlieferten Paradoxien, welche vor allem über die Infinitesimalrechnung aufgeklärt wurden. Vertraut ist die in der Science Fiction vorgetragene Frage, was geschähe mit dem Protagonisten, wenn er, per Zeitmaschine rei-

send, seinen Großvater vor der eigenen Zeugung tötete? Wo sind die heute vielgesuchten Aliens? Ist das Universum tatsächlich unendlich, wie so viele behaupten? Man ersehe hierzu den im Buch erläuterten Möbius-Streifen, und wir kommen der Klärung dieser Frage deutlich näher.

Des weiteren: gibt es eigentlich Gott? Und wenn ja, wie läßt sich das belegen? Man betrachte zu diesem Zweck die beigefügten, alles andere als paradoxen „Gottesbeweise“. Darunter soll insbesondere die vorgetragene Aussage des Philosophen Fichte erwähnt werden, der uns unmißverständlich nahe legt, warum wir von Gott als dem Schöpfer oder Verantwortlichen des Universums zwangsläufig ausgehen müssen. Darum empfiehlt uns auch Pascal zitiertesweise, daß wir besser an Gott glauben sollten.

Das letzte Paradoxon (das sogenannte Coué-Paradox) beschreibt uns, wie wir ganz ohne medizinische Mittel (also bloß mit Sprüchen oder Gebeten) gesunden oder insbesondere mögliche Krankheiten abwehren können, von denen wir nicht einmal etwas ahnen. Dies geschieht über das be-

kannte positive Denken, das heißt also, über unseren Einfluß auf das eigene Unterbewußtsein, welchen wir stets und immer üben, ohne uns das in der Regel klar zu machen.

Ungewöhnliche Lektüre, liebe Leserin, lieber Leser? Das sogenannte Coué-Paradoxon (ohne Medikamente heilen) stellt die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit dar. Die Anwendung derselben ist demnach für jede Leserin und für jeden Leser mit vollständiger Sicherheit ein Gewinn fürs ganze Leben.

Wir merken uns, nicht nur, aber auch an Hand dieses Buches: Man muß unbedingt selber denken!

Viele Grüße,
Gerd Maximovič

Klappentext zu „Paradoxa“

Etwas sei „paradox“, das heißt, etwas wird gegen alle üblichen Vorstellungen vorgetragen, und wird als Widerspruch in sich selbst oder als Unsinn empfunden. Be-

kannt ist etwa das von Zenon vorgebrachte Paradox, nach welchem der schnelle Achilles eine träge Schildkröte niemals überholen könne, sofern dieser ein hinreichender Vorsprung gewährt wäre. Denn ihr Vorteil würde bei besagtem Laufe sehr wohl schrumpfen, doch bliebe er, gleichgültig wie klein er sei, immer bestehen.

Oder das „atomos“ (das unteilbare Teilchen): wie tief kann man eigentlich in die Materie hinunter spalten oder teilen? Oder das Olbers-Paradoxon: warum wird es nachts dunkel, wenn möglicherweise unendlich viele Sterne am Himmel stehen? Müßte der Himmel dann nicht auch nachts taghell erleuchtet sein? Oder Pascals Wette: lohnt es sich eigentlich, an Gott zu glauben? Viele echte oder vermeintliche Paradoxa mehr sind in diesem Buch enthalten.

Einige dieser Probleme, etwa das vermeintliche Paradox von Achilles und der Schildkröte, wurden mit Hilfe der lange nach Zenons Lebenszeit entwickelten Infinitesimalrechnung behoben. Andere Fragen, so beispielsweise die nach der scheinbaren Unendlichkeit des gewaltigen kosmischen Raumes, lassen sich über den in vor-

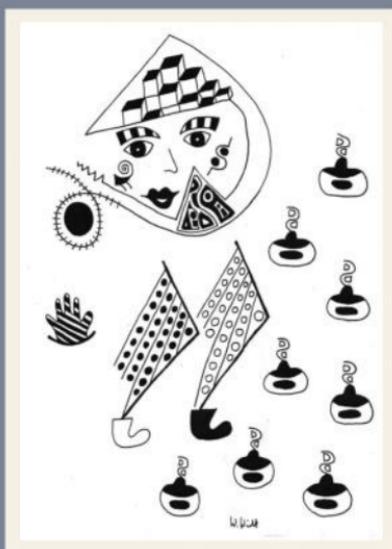
liegendem Buch vorgestellten Möbius-Streifen deutlich erhellen.

Es gibt aber noch weitere „paradoxe“ Fragen, welche uns persönlich betreffen. Kann man ohne den Gebrauch von Arzneimitteln heilen? Antwort: ja, man kann es! Sollten Leserin und Leser an dieser Stelle stutzen, so kann man ihnen nur die Lektüre des vorliegenden Textes empfehlen. Er schafft nämlich Aufklärung nicht nur, aber gerade auch in solch zentralen Fragen.

Man muß unbedingt selber denken! Vorliegendes Buch ist dafür bestens geeignet.

DIE CHINESISCHE MAUER

18 Geschichten aus der
Phantastik



Hanno Berg

DIE CHINESISCHE MAUER

Hanno Berg

Die chinesische Mauer

18 Geschichten aus der Phantastik

Autor: Berg, Hanno

ISBN 9783819245886

BoD Publish

Lieferbar seit 28.04.2025

Ladenpreis: 10,99 EUR

Gesamtseitenzahl 226 Seiten

Paperback

Ich stand unter der Dusche, mit dem Rücken zum Spiegel. Irgendwie fühlte ich mich merkwürdig, und mir war so früh am Morgen noch nicht klar, wa-

rum. Ich schaute über meine Schulter auf meinen Rücken. Da aber wurde mir schlagartig klar, dass ich mich seit gestern Abend total verändert hatte. Dieses Tattoo eines Adlers auf meiner rechten Schulter zum Beispiel hatte ich gestern noch nicht gehabt. Und ich war etwa zwanzig Zentimeter größer gewesen als heute Morgen.

18 ungewöhnliche Geschichten aus dem Bereich der Phantastik, die zu den Lieblingsgeschichten des Autors gehören. Sie entstanden im Laufe der Jahre, werden an diesem Ort aber zum größten Teil zum ersten Mal veröffentlicht. Lassen Sie sich in Phantasiewelten entführen, die voller Überraschungen und Wunder sind.

Eine dieser Erzählungen ist „Die Klavierspielerin“

Die Klavierspielerin

I

Vor einigen Jahren, gar nicht so fern von unserer Zeit, lebte auf dem Planeten der Harmonien in einer fernen Galaxis das Volk der Miren. Sie sahen so aus wie wir Menschen und ihre Technik und ihre Erfindungen waren so weit fortgeschritten, wie es unsere Technik und unsere Erfindungen in der heutigen Zeit ebenfalls sind.

Eines aber unterschied die Miren von uns. Auf ihrem Planeten war nämlich die Musik der Kitt, der ihre Gesellschaft zusammenhielt. Ihr gemeinsames Leben war geprägt von Harmonie untereinander, von Nächstenliebe, die sie gegen jedermann übten, von Liebe und Freude, Eigenschaften, die ihnen ihre wunderbare Musik mit ihren Klängen, Stimmungen und Melodien gab.

Große Musiker hatten über die Jahrhunderte Musik geschrieben, die dies alles bewirkte, und auch heute noch schrieben die

Künstler große Werke, kleine Werke und Lieder, die das Lebenselixier der Miren waren. Ihr ganzes Leben auf dem Planeten wurde von ihrer Musik beschwingt und jeder von ihnen lebte gern und liebte sich und seine Mitmiren.

Dann aber geschah etwas, was dieses harmonische Miteinander ganz erheblich störte und das Leben auf dem Planeten der Harmonien mit einem Mal veränderte. Aus den kosmischen Nebeln einer fernen Milchstraße landete ein schwarz gestrichenes Raumschiff in der Welt der Miren, dessen Mannschaft es nicht gut mit ihnen meinte. Der Kommandant dieses Raumschiffes war nämlich ein Schwarzmagier vom Stamm der Leoten, der sich die Miren untertan machen und ihr harmonisches Leben zerstören wollte.

Als er mit seinen schwerbewaffneten Schergen in einer Wüste fernab jeder Zivilisation auf dem Planeten gelandet war, rief Altan, so hieß der Schwarzmagier, seine Leute vor dem Raumschiff zusammen um ihnen etwas mitzuteilen und sie alle mit einem Zauber zu versehen.

„Hört zu, Männer!“, forderte Altan mit seiner barschen, unangenehmen Stimme. „Wir wollen nun das Volk der Miren, das diesen Planeten bewohnt, unterjochen und uns selbst als ihre Herrscher einsetzen, die im Gegensatz zu ihnen von den Früchten des Planeten gut leben werden. Wollt ihr mir dabei helfen?“

„Jaaa!!“, riefen seine Männer im Chor und klatschten in die Hände.

„Dann hört, wie ich dies schaffen werde. Ich werde dazu einen Zauber aussprechen, gegen welchen die Miren nichts ausrichten können.“

Wieder stimmten seine Männer zu und klatschten laut.

„Ihr werde nun alle von mir mit einem Lied ausgestattet, das ihr über die Rundfunkanstalten, das Fernsehen, die Handy-netze und das Computernetz dieses Planeten unter seiner Bevölkerung verbreiten werdet. Jeder soll es hören, und es wird bewirken, dass wir die Herrschaft über sie und ihre Welt bekommen.“

„Es lebe Altan!“, riefen seine Männer und klatschten noch lauter als zuvor.

Der Zauberer aber hob seine Hände zum Zeichen der Ruhe und alles schwieg. Dann sprach er einen Zauberspruch über seine Leute, die sofort danach das Lied in ihrem Kopf spürten, mit dem sie die Herrschaft über die Miren bekommen würden. Dann bedeutete ihnen Altan, ihre Waffen zu nehmen, mit denen sie die Miren ausschalten sollten, die sich ihnen in den Weg stellten. Schließlich machten sich die Leoten auf den Weg. ...

II

Die schwerbewaffneten Schergen des Magiers besetzten die Rundfunkanstalten und das Fernsehen der Miren und loggten sich in ihre Computer und Handys ein. Wer sich ihnen in den Weg stellte, floh entweder freiwillig vor ihren Waffen oder wurde von ihnen gezwungen, zu weichen. Als die Leoten endlich alle Massenmedien des Planeten besetzt hatten, verbreiteten sie nahezu gleichzeitig darüber das Lied, das ihnen ihr Anführer gegeben hatte, und alle Miren hörten es.

Da aber verloren die Miren im Nu ihre Musik, all ihre Lieder, jede Melodie und jeden Ton, also all das, was ihr Leben zusammenhielt und lebenswert machte. Schließlich kannte außer den Besatzern von dem fernen Planeten niemand mehr auch nur einen Ton. Zudem zerfielen alle Musikinstrumente der Miren im selben Augenblickblick zu Staub und Zorn und Gewalt hielten Einzug in ihre Welt, die einst von Liebe und Freundschaft geprägt war.

Künftig herrschte Mord und Totschlag unter der Bevölkerung, Hass und Krieg ergriffen von ihnen Besitz und der Schwarzmagier Altan und seine bewaffneten Gefolgsleute übernahmen die Herrschaft auf dem Planeten, der einst ein Planet der Harmonie gewesen war, nun aber von Unruhe, Gewalt und Grausamkeit überzogen wurde.

Zu allem Überfluss hexte der Altan auch noch einen Virus auf die Computer und Mobiltelefone der Bevölkerung, durch welchen er und seine Schergen die Miren überwachen konnten, denn dieser Virus bewirkte, dass alle ihre Gedanken, die sie hatten, wenn sich ein Handy oder ein Com-

puter in der Nähe befand, von Altan und den Leoten gehört werden konnten.

Aber nicht alle Miren waren fortan dem bösen Magier untertan. Einige junge Leute setzten sich über seinen Willen hinweg, versuchten, gegen ihn zu kämpfen und übten Freundschaft und Liebe untereinander. Sie wohnten fortan in den Wäldern bei der Hauptstadt und benutzten keine Computer oder Handys, die von Altans Virus befallen waren, denn ihr bester Techniker konnte dies verhindern. Zwar hatten auch sie ihre Musik verloren, aber sie hofften, sie irgendwann wiederzuerlangen, denn sie konnten sich vage an die Zeit erinnern, als sie unter ihnen war. Ihr Ziel war es, den Schwarzmagier zu stürzen und alle Leoten von ihrem Planeten zu verjagen, doch niemand von ihnen wusste, wie man dies bewerkstelligen konnte.

So verging die Zeit, und Altan und seine Leute herrschten und lebten in Saus und Braus, während das Volk der Miren für sie arbeiten musste und im Unglück dahingehterte. ...

III

Zu jener Zeit wohnte in einem kleinen Dorf am Fuß der Schneeberge eine Frau namens Sira. Sie war in ihren jungen Jahren ein Wunderkind gewesen, hatte eine ausgesprochen schöne Stimme gehabt, mit welcher sie die Leute verzaubern konnte und spielte zur allem Überfluss so gut Klavier, dass es ihr niemand auf dem sonst sehr musikbegeisterten Planeten gleichtat.

Lange bevor Altan und seine Gefolgsleute die Musik der Miren vernichteten und die Herrschaft auf ihrem Planeten übernahmen, bekam Sira eine furchtbare Krankheit, die sie am Ende taub werden ließ, sodass sie ihre Kunst nicht mehr ausüben konnte und deshalb todtraurig wurde. Da sie es künftig nicht mehr ertragen konnte, in einer großen Stadt unter vielen Miren zu sein – sie hatte vorher in der Hauptstadt gelebt – zog sie in das kleine Dorf am Fuß der Schneeberge und lebte dort völlig abgeschieden, dass selbst die Dorfbewohner sie kaum zu Gesicht bekamen. Sie verließ kaum noch ihr Haus, pflanzte in ihrem Garten an, was sie zum Leben brauchte, trank Wasser aus ih-

rem eigenen Brunnen und mied ihre Mitbürger, wo sie nur konnte.

Aber sie barg einen Schatz in ihrer Seele, der in den nun herrschenden Zeiten von größter Bedeutung war. Da sie taub geworden war, bevor Altans Gefolgsleute das Zauberlied in der ganzen Mirenwelt verbreiteten und diesen die Musik nahmen, hatte sie all ihre Musik in ihrem Herzen behalten. Sie kannte Lieder, Melodien, ja ganz viele große Werke der Komponisten des Planeten, und der böse Magier konnte sie ihr nicht nehmen.

Eines Tages erfuhren die Rebellen, die bei der Hauptstadt im Wald lebten, davon, dass Sira das Lied der Leoten nicht gehört haben konnte und deshalb all ihre Musik noch besaß. Sie schmiedeten deshalb einen Plan. Sie wollten zwei junge Leute aus ihrer Mitte zu Sira schicken und sie bitten, ihnen mit der Musik zu helfen, die sie noch in ihrer Seele hatte. Ihnen schwebte die vage Hoffnung im Kopf herum, dass Sira ihrem Volk die Musik zurückgeben könnte. Auf diese Weise wollten sie Altan und seine Leute besiegen und vertreiben und den Miren die Grundlage ihres ehemaligen liebe-

vollen und freundlichen Zusammenlebens wiedergeben.

Also überlegten sie nicht lange und wählten zwei Leute aus ihrer Mitte, den jungen Mann Oktar und die junge Frau Ba, aus und beauftragten sie mit der Mission, Sira aufzusuchen und sie um Hilfe zu bitten. Oktar und Ba nahmen Vorräte und etwas Geld mit und machten sich sofort auf den Weg. Sie mussten Sira finden, die in einem kleinen Dorf am Ende des Planeten lebte, denn nur sie war in der Lage, Altan zu besiegen. ...

IV

„Oktar, schau, das dort am Horizont müssen die Schneeberge sein, an deren Fuße Sira lebt“, sagte Ba zu ihrem Begleiter und deutete in die Ferne.

Oktar nickte und fasste Ba bei der Schulter.

„Lass uns noch einmal Rast machen und etwas essen und trinken, bevor wir Sira in ihrem Dorf suchen, ich bin hungrig und durstig und brauche dringend eine Pause.“

„Ich könnte ebenfalls einen Bissen Brot und einen Schluck Wasser vertragen“, sagte Ba und ließ sich neben einigen jungen Bäumen im Moos nieder.

Die beiden nahmen ihr letztes Stückchen Brot zu sich und leerten ihre Wasserflaschen, bevor sie wieder aufstanden und ihren Weg fortsetzten. Sie hofften, in dem kleinen Dorf am Fuß der Schneeberge nicht nur ihre Vorräte erneuern zu können, sondern auch einen Weg zu finden, das Elend ihres Volkes zu beenden. –

Die beiden wanderten vorbei an bewirtschafteten Wäldern und Feldern, deren Erträge von Altan und seinen Schergen so hoch besteuert wurden, dass den Bauern selbst kaum noch etwas zum Leben blieb. Nach einigen Stunden hatten sie das Dorf erreicht, in welchem Sira lebte. Sie erkundigten sich bei zwei älteren Leuten, die sich am Marktplatz aufhielten und erfuhren von ihnen, wo die Gesuchte wohnte.

Als sie bei ihrem Haus ankamen, jätete sie gerade in ihrem Garten das Unkraut zwischen den Salatköpfen. Sie schaute auf, als der Schatten der beiden jungen Leute auf ihre Hände fiel und fragte sich, was sie

von ihr wollten, denn es war offensichtlich, dass sie zu ihr kamen.

Die Rebellen hatten Ba und Oktar mit Bedacht ausgewählt, Sira aufzusuchen, denn sie beherrschten beide die Gebärdensprache und konnten sich ihr auf diese Weise verständlichen machen. So fragte Oktar mit Hilfe der entsprechenden Gebärden: „Bist du Sira, die große Musikerin, die sich hier, am Fuß der Schneeberge, vor den Miren versteckt?“

Sira antwortete, ebenfalls in der Gebärdensprache: „Ich bin es. Was wollt ihr von mir?“

„Wir kommen zu dir, weil der böse Zauberer Altan vom Stamm der Leoten die Musik der Miren getötet und ihnen damit die Grundlage eines friedlichen und liebevollen Miteinanders geraubt hat“, sagte nun Ba, ebenfalls mittels der Gebärden. „Altan und seine Leute haben nun die Herrschaft auf unserem Planeten übernommen, unterdrücken unser Volk und leben selber in Saus und Braus, wie du sicher weißt. Unter den Miren aber herrscht Hass, Gewalt, Mord und Totschlag, und ihr Leben ist deshalb kaum zu ertragen. Einige Rebellen, die nun

in den Wäldern bei der Hauptstadt leben und zu denen wir beiden gehören, wollen das ändern, und wir sind zu dir gereist, weil du deine Musik nicht – wie alle anderen – verloren hast und deshalb vielleicht einen Weg weißt, wie Altan zu besiegen ist. Kannst du uns vielleicht helfen?“

Sira überlegte einen Moment. Dann gab sie zu verstehen: „Ich habe all meine Musik noch in meinem Kopf. Ich könnte euch die Noten eines Liedes aufschreiben, welches ihr dann über die Medien des Planeten, die Netze von Computern und Mobiltelefonen, den Rundfunk und das Fernsehen den Leuten zu Gehör bringen müsst. Ich glaube, dass man Altan und seine Schergen auf dieselbe Weise bezwingen kann, auf die er euch und den anderen Miren die Musik gestohlen hat. Habt ihr denn Techniker in euren Reihen, die für eine Verbreitung eines solchen Liedes unter den Miren sorgen können, ohne dass die Leuten es verhindern?“

„Wir haben einen begnadeten Techniker namens Spax unter uns“, sagte Ba. „Er könnte so etwas durchaus bewerkstelligen.“

„Dann lasst uns einige Meter in Richtung Wald gehen und Notenpapier und einen Stift mitnehmen, dass ich euch ein Lied aufschreiben kann“, bat Sira. „Wenn ich dies im Haus täte, bekäme Altan davon Wind, denn dort steht ein Computer, mit welchem er meine Gedanken lesen kann, denn er ist – wie alle anderen Computer – von Altans Virus befallen.“

Sie holte einige Blätter Notenpapier und einen Stift aus dem Haus, während Ba und Oktar draußen warteten. Als sie wiederkam, machten sie sich gemeinsam auf dem Weg zum nahen Wäldchen. ...

V

Im Wäldchen angekommen suchten die drei sich eine Lichtung, auf welcher man gut sehen konnte und setzten sich ins Gras. Sira zog ihre Notenblätter und den Stift hervor und begann, auf ihren Oberschenkeln die Melodie eines Liedes aufzuschreiben, während die anderen beiden gespannt zuschauten.

Tief in dieses Tun versunken, nahmen sie das leichte Surren einem Himmel über ihnen nur am Rande wahr und bemerkten nicht, was sich dort tat. Es handelte sich nicht, wie Ba und Oktar dachten, um einen Vogel oder einen Schwarm von Insekten, sondern um eine ferngesteuerte Drohne mit Filmkamera, die alles an eine ferne Stelle schickte, was sie bei ihnen aufnahm.

Endlich hatte Sira ihr Lied komplett aufgeschrieben, als Oktar den Blick von ihren Oberschenkeln abwendete und stattdessen in den Himmel schaute. Da aber stieß er einen Warnschrei aus und bedeutete auch Sira mit einigen Gesten, dass sich dort oben etwas Gefährliches befand. Die drei Gefährten gerieten in Panik, denn bei den Lenkern der Drohne konnte es sich nur um die Leute von Altan handeln, die nun natürlich wussten, was sie in dem Wäldchen getan hatten.

„Lasst uns sofort verschwinden!“, rief Ba und forderte mit verschiedenen Gesten auch Sira dazu auf, die Lichtung mit ihnen auf dem kürzesten Weg zu verlassen und gemeinsamen unterzutauchen.

Die drei rannten eilig davon, und die Drohne, die sich zunächst noch in ihrer Nä-

he befand, bekam Mühe, ihnen zu folgen, weil sie immer tiefer in den Wald hineinliefen und die Bäume um sie herum und deren Kronen über ihren Köpfen immer dichter wurden.

Einige Zeit später hatten sie dann ihren Verfolger abgeschüttelt und gingen nun langsamer, während sie überlegten, dass Sira auf keinen Fall nach Hause zurückkehren konnte. Auch in die Wälder bei der Hauptstadt, wo ihre Leute auf sie warteten, konnten sie nicht einfach zurückwandern, denn sie mussten damit rechnen, dass Altan und seine Gefolgsleute alles daransetzen würden, sie einzufangen.

Da aber klingelte Oktars Mobiltelefon, das er bei sich trug, seit er die Wälder bei der Hauptstadt verlassen hatte. Dieses Telefon hatte der Techniker Spax kreiert, und es war so eingestellt, dass es den Virus nicht in sich trug, den Altan in den Netzen der Miren verteilt hatte, sodass er und seine Leute nicht die Gedanken lesen konnten, die sein Besitzer hatte, wenn er telefonierte.

„Ja!“, sagte Oktar und freute sich, Spax selber am anderen Ende zu hören.

Dann erzählte er dem Techniker, was Ba und er erreicht hatten und dass Altan nun davon wusste, weil sie seine Drohne zu spät erkannt hätten.

Spax überlegte nicht lange und eilte Oktar mit, was sie unternehmen konnten.

„Wenn ich nun an meinem Handy auf die Speichertaste drücke, so kann ich eure Körper entmaterialisieren und euch unter deiner Nummer in meinem Speicher als digitale Dateien abspeichern. Wähle ich schließlich deine Nummer erneut, so werdet ihr wieder materialisiert und steht als Miren vor mir. Ihr müsst euch dazu nur an den Händen fassen, denn dann kann ich euch gemeinsam unter einer Nummer abspeichern. Seid ihr bereit?“

Oktar, Ba und Sira fassten sich bei den Händen, Oktar gab sein „Okay!“ und plötzlich waren alle drei im Speicher vom Handy des Technikers verschwunden. Nur wenige Sekunden später wurden sie von ihm wieder materialisiert und standen im Wald bei der Hauptstadt in der Mitte der Rebellenversammlung. ...

VI

„Wir müssen diese widerlichen Kreaturen aufhalten!“ Altan war außer sich, dass seine Leute Sira, Ba und Oktar nicht gefangen genommen hatten. „Wisst ihr denn wenigstens, wo sie jetzt sein könnten?“

Ein Anführer seiner Truppe entgegnete, dass sich die Gesuchten aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt in den Wäldern bei der Hauptstadt unter den Rebellen aufhielten.

„Dann durchsucht diesem Landstrich, tötet alles, was euch dabei in die Quere kommt und bringt mir die Frau mit den Noten!“, schrie Altan. „Dieses Weib hat offensichtlich noch all seine Lieder und kann uns damit gefährlich werden. Also strengt euch an und bringt sie zu mir, bevor ...! Ach, das will ich mir gar nicht vorstellen.“

Seine Leute nahmen ihre Waffen und zogen in die Wälder vor der Hauptstadt, um die Rebellen zu besiegen und Sira zu fangen. –

Unterdessen hatten die Rebellen Sira willkommen geheißen und sich bei Ba und Oktar erkundigt, was zu tun sei, damit man

Altan und seine Untergebenen besiegen konnte.

„Sira hat aus ihrem Gedächtnis die Noten eines Liedes aufgeschrieben, da sie wegen ihrer Taubheit nicht ihre gesamte Musik verlor, wie wir anderen“, antwortete Ba. „Wir müssen dieses Lied nun in alle Netze, den Rundfunk und das Fernsehen unseres Planeten einspeisen, damit es alle Miren hören. Auf diese Weise – so hofft es Sira – werden wir siegen und dann Altan und sein Gefolge fortjagen.“

„Aber wie können wir das Lied den Miren zu Gehör bringen?“, fragte einer der Anführer. „Rundfunk, Fernsehen und Netze werden von schwerbewaffneten Leuten Altans bewacht.“

„Das lasst nur meine Sorge sein“, sagte Spax, der begnadete Techniker. „Mein Handy habe ich und nicht die Besatzer und mit diesem werde ich das Lied aufnehmen und überall verbreiten. Es müsste mir nur ein guter Sänger vortragen.“

„Das kann ich sofort tun“, sagte Ba und bedeutete Sira, ihr die Noten zu geben, nachdem sie in Gebärdensprache übersetzt hatte, was gerade gesprochen worden war.

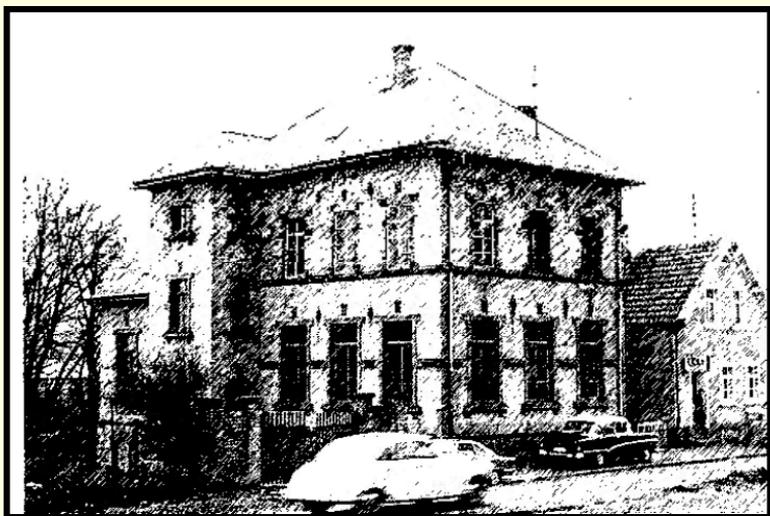
Als sie dann die Noten und den Text des Liedes in ihren Händen hielt, gab sie Spax ein Zeichen, nun die Aufnahme zu starten und trug mit lauter, schöner Stimme das Lied der tauben Frau vor. Spax nahm es bis zum Ende auf und spielte es dann in die Medien des Planeten ein, sodass es alle Miren überall hören konnten.

Im selben Augenblick hatten alle ihre Musik wieder, Liebe, Freude und Miteinander hielten wieder Einzug in ihr Leben, die Macht der Leoten um Altan war gebrochen und das Böse war besiegt. Minuten später stürmte das Volk die Sendeanstalten, und die schwerbewaffneten Krieger Altans konnten die große Menge an Gegnern nicht aufhalten. So wandten sie sich zur Flucht und bestiegen ihr Raumschiff, um den Planeten der Harmonien zu verlassen. Einzig der schwarze Magier selbst erreichte das rettende Schiff nicht, denn er hatte die Rechnung ohne Spax und sein Mobiltelefon gemacht.

Der Techniker hatte nämlich seine Nummer herausbekommen und rief ihn unterwegs an. Als Altan aber das Gespräch entgegennahm, entmaterialisierte er ihn

und speicherte ihn unter seiner Nummer ab. Diesmal aber wählte er nicht erneut diese Nummer, um Altan wieder zum Leben zu erwecken, sondern er löschte die Datei.

Im selben Moment hob das Raumschiff der Leoten ab, verließ eilig die Welt der Miren und kehrte niemals zurück. Auf dem Planeten der Harmonien war der Jubel groß, und man feierte drei Tage lang ein rauschendes Fest mit sehr viel Musik. Die Klavierspielerin Sira allerdings erlangte zu dieser Zeit ihr Hörvermögen wieder, wurde erneut zu einer der besten Pianistinnen, die der Planet je gehört hatte und komponierte fortan Lieder und Melodien, die sie für immer unsterblich machten.



BUSENFREUND

Erzählung

Michael Wiedorn

Andreas war der Sohn seiner Mutter. Er war nicht wie andere Menschen das Kind seiner Mutter, sondern seine Sohnschaft und seine unverbrüchliche Treue zu seiner Mama machte das Wesen und den Grund seiner Identität aus. Ein guter Sohn kann sich ohne seine bessere Hälfte garnicht wiedererkennen. Bis, dass der Tod euch scheidet!

Wir lernten uns im katholischen Kindergarten kennen. Ich habe keine Erinnerungsbilder über unsere gemeinsame Zeit im Kindergarten. Wir beide waren dort Außenseiter. Die anderen Kinder mieden uns. Meine Mutter meinte – wir wären Schei-

dungskinder gewesen. Eine Scheidung ist Sünde. Bis dass der Tod euch scheide! Ich empfinde heute nichts für ihn. Keine Sehnsucht, keinen Zorn.

Wir waren überangepasste Kinder. Brave Kinder. Langweilige Kinder. Früh Vergreiste bewegen sich vorsichtig, als wären sie aus leicht zerbrechlichem, kostbarem Porzellan, als wären sie krank. Ich erinnere mich auch nicht, dass ich als Kind für ihn besonders zarte Zuneigung empfand. Fühlte er etwas für mich? Meine Erinnerungen zeigen keinen ausgeprägten Gefühlsüberschwang mir gegenüber. Mochten wir uns überhaupt? Unsere Herzen gehörten unseren Mamas. Wir Vier waren nur eine Zweckgemeinschaft der Ausgegrenzten. Wir hatten uns aneinander gewöhnt. Vielleicht liebten wir uns mit ganzem Herzen und ich habe alles vergessen.

Ich erinnere mich nur ganz schwach, wie er aussah. Schwarze Augen und schwarze Haare. Ich war blond und habe blaue Augen.

Unsere Mamas tranken im Nachbarzimmer Kaffee und aßen dabei Marmorkuchen und quatschten langweiliges Erwachsenen-

zeug. Wie investiert man günstig sein Geld? Wo liegt die Rendite? Aktien oder festverzinsliche Papiere? Wir gingen gemeinsam mit unseren Angetrauten in den Tierpark Hellabrunn. Hohe, dicht belaubte Bäume im Sommer. In der Nähe die ausgetrockneten Kiesflächen in der kümmerlich rieselnden Isar. Wir gingen gemeinsam zum Aumeister. Wir wohnten im Herzogpark. Vom Herzogpark aus pflegt man am Sonntag durch die Wälder und Haine der Hirschau in das weiße oder vielleicht ockerfarbene, schlossähnliche Gebäude am Kleinhesselohrer See inmitten des Englischen Gartens zu spazieren. Unsere Frauen zahlten. Wir Kinder ließen es uns schmecken. Die Mutter nährt ihr Kleines. Das Kleine nuckelt an den von leckerer Milch schwellenden Titten und rülpst leise. Lag Andreas als Säugling am Busen seiner Mutter? Meine Ernährerin erzählte immer wieder, dass ich ein Aletebaby gewesen bin. Unsere Mütter drehten jeden Pfennig um. Sparen, sparen, Häusle bauen!

Andreas war ein Einserschüler. Ich war in der Grundschule ein mäßiger Schüler und auf dem Gymnasium zeigte ich mein

wahres Gesicht in seiner ganzen fratzenhaften Widerlichkeit. Ich war eine Katastrophe. Andreas und seine Mutter waren stockkatholisch. Sonntags gingen sie selbstverständlich in die Heilige Messe. Ich und meine Mutter waren areligiös. Wir waren auch stolz auf unsere Modernität. Nicht ganz so verknöchert. Meine Mutter war nie eine entschiedene Atheistin oder offen religionsfeindlich. Als Kleiner bestand meine Religion in der Kurzformel: „Ich bin klein, mein Herz ist rein.“ Ansonsten war ich diffus verträumt und offen für Märchengestalten.

Die Kälte und Gleichgültigkeit, die ich heute ihm gegenüber empfinde, war vielleicht oder sogar wahrscheinlich in der Pubertät begründet. Ich habe meine Mutter und die Liebe zu ihr verraten – so wird es Andreas sehen. In der Pubertät zog ich einen Eisernen Vorhang zwischen mir und meiner Gebärerin. Andreas und seine Chefin sahen meine grauenhaften Noten als brutale Schläge gegen den Bauch, der mich einst entlassen hatte. Der Mörder seiner Mutter ist von Gott verflucht. Ein kräftiger, junger Mann kniet vor einer Frauenleiche

und starrt entsetzt auf seine blutigen Hände. Er bezieht seine Kraft aus dem Fluch, der jetzt auf ihm hängt.

Mein ehemaliger Busenfreund ist mir heute so fremd. Er wendet sich angeekelt von mir ab. Ich bin ein Verräter an der heiligsten Liebe.

Als Kinder trieben wir nie Sport. Ich erinnere mich aber, dass wir in seinem Haus bis zur Erschöpfung tobten. Knallte ich nicht irgendwann mit voller Wucht gegen einen Fensterrahmen. Der urplötzliche Schlag. Zuerst weiß man garnicht, was los ist. Die Wirklichkeit mit ihrer logischen Folgerichtigkeit ist für den Bruchteil eines Augenblicks ausgesetzt.

Ja – ich erinnere mich an eine Nikolausfeier. Meine Mutter und ich waren zu ihnen eingeladen. Wir warteten zu viert im Wohnzimmer. Ganz aufgereggt und bange im Herzen. Es klingelte und ein rauschbärtiger Bischof in vollem Ornat des katholischen Hochklerus direkt aus dem antiken Orient eingeflogen und sein düsterer Knecht Ruprecht betraten das Haus. Nach der Aufzählung unserer Sünden und noch mehr Wohltaten bekam ich ein tolles Ge-

schenk. Ich weiß nicht mehr was. Ich freute mich. Ich zerplatzte fast vor Freude. Ich geriet schier in Ekstase. Ich raste und schäumte.

Ein anderes Mal spielten ich und Andreas „Kaiser und König“. Wir stritten uns, wer den Kaiser und wer nur den König spielen sollte. Wir spielten Wettspiele, wer mehr weiß. Was ist die Hauptstadt von Albanien. Tirana? Eriwan? Sofia? Die anderen Kinder mochten uns nicht. Gesittete Kinder mit Geheimratsecken. Er spielte einmal einen Richter und verurteilte einen Selbstmörder zum Tode. Wer spielte den erfolglosen Selbstmörder? Ich verstand nicht den Sinn einen Selbstmörder zum Tode zu verurteilen. Der Delinquent sehnt sich nach dem Tode und der Staat bestraft ihn damit, dass er seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt. Andreas meinte, es wäre eine furchtbare Sünde, wenn Menschen eigenmächtig über das von Gott gegebene Leben verfügten. Gott ist der Herr über alles Leben. Versteifte Kindchen mit Geheimratsecken büffeln schon in der Säuglingsstation Jura. Sie werden, wenn sie groß sind, die blutigsten Todesurteile fällen. Seine Treue zu seiner Mutter trennte

ihn von den Fremden der feindlichen Außenwelt ab. In der Pubertät suchte er nie den Anschluss an Mädchen und begann stattdessen Bayrisch zu sprechen. Träumte er davon seine Männlichkeit als Holzfäller zu finden? Ich glaube, er war im Alpenverein.

Er und seine Mutter widmeten ihr Leben der Klassischen Musik. Sie vergötterten Richard Wagner. Sicher pilgerten sie zum mindesten einmal im Leben nach Bayreuth. Der würdig schreitende, junge Herr Professor, von dem man noch hören wird und seine gestrenge Frau Mutter – nach römisch-katholischem Ritus getraut. Andreas' Vater war Opernsänger. Ein mittelbekannter Sänger. Die Schwester war eine beginnende Opernsängerin. Den ganzen Tag hörte man im Haus das Gequietsche. Das Mutterhaus war voll bestückt mit schwersten Möbeln aus der Gründerzeit. Im tonnenschweren Bett aus deutscher Eiche konnte man Albträume vom Deutschen Reich träumen. Durch das Haus trottete ein ausgemergelter Foxel. Das Gespenst eines Foxels und es stank immer leicht vermodert und verfault. Im Wohnzimmer hing eine

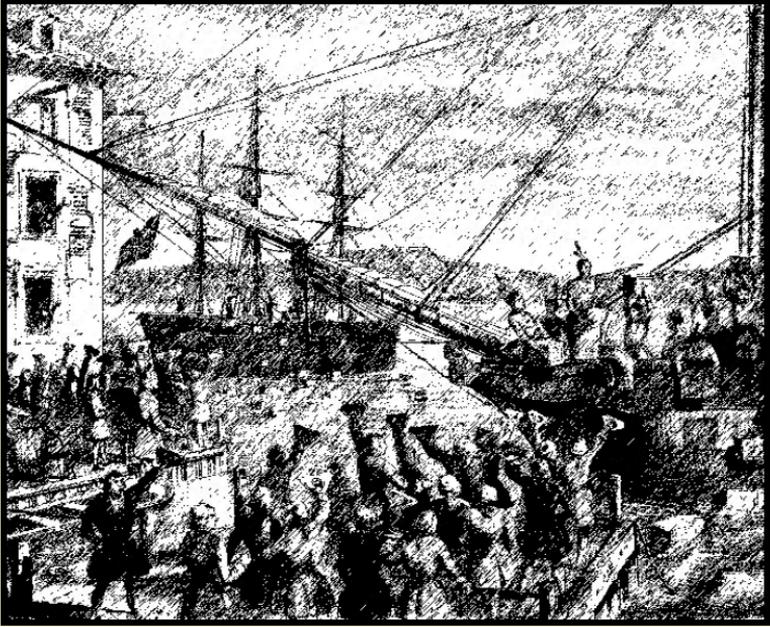
Kopie von Böcklins „Toteninsel“. Die zum Schneiden dicke Luft im Haus war so deutsch, so wittelsbachisch – wilhelminisch. Deutsch-völkisch. Der Führer reichte in Weimar Elisabeth Förster-Nietzsche die Pfote. Am gigantischen Flügel im Wohnzimmer spielte Franz Liszt. Auf den zum Totschlagen schweren Sesseln saßen mein Freund, meine Wenigkeit und seine Majestät König Ludwig der Zweite von Bayern. Richard Wagner und Feldmarschall Paul von Hindenburg standen verzaubert vor dem Flügel. Meine eigene Mutter stand stolz und etwas schüchtern verlegen zwischen ihnen. Sie rieb sich nervös die Hände. Sie hasste eigentlich Klassische Musik und fühlte sich zwischen diesen erhabenen Herrschaften deplatziert. Andreas Mama schwebte schützend über uns allen. Der Schutz der allmächtigen Mutter. Die Gebärmutter ist ein überheizter Rittersaal, in dem die stolzen, jungen Krieger an den Wänden hängen.

Wir standen im Treppenhaus von Andreas' Wohnhaus. Andreas, seine Mutter und ich. Während des Krankenaufenthaltes meiner Mutter wohnte ich vorübergehend

bei ihnen. Ich hatte schon wieder eine Sechs in einer Schulaufgabe erhalten. Andreas' Mutter hielt in meiner Erinnerung einen Stock in der Hand. Schlug sie mich? Wollte sie mich schlagen? Sie hasste mich. Sie hasste den Verrat am heiligen Bund zwischen Mutter und Kind. Meine schlechten Noten entsprangen meiner Bösartigkeit. Jede Fünf und jede Sechs ist ein mörderischer Schlag ins Gesicht der Mutterliebe. Ich erinnere mich an keine Schmerzen oder Wunden. Sie schlug mich wahrscheinlich nicht. Ich erinnere mich nur an die strahlend weißen Wände und das klare Tageslicht im Treppenhaus. War das die letzte Erinnerung an Andreas und seine Angetraute?

In der Pubertät brach der Kontakt zu meinem Busenfreund ab. Meine Mutter traf weiter die andere Mama ohne mich. Einige Jahre später wurde mir erzählt, dass mein Exfreund eine Frau geheiratet habe. Dann wurde mir erzählt, dass die Ehe bald geschieden worden ist. Ein Mann kann nur eine Mutter haben. Das Paar hatte bewusst auf die Zeugung von Kindern verzichtet. Wir leben in bedrohlichen Zeiten. Atom-

kriege und Umweltverschmutzung. Die Ehe wurde geschieden, weil seine Gemahlin sich in eine Frau verliebt hat.



AN EINEM DEZEMBERTAG
IN BOSTON
Erzählung

Christian Knieps

Friends! Brethren! Countrymen! That worst of Plagues, the detested tea shipped for this Port by the East India Company, is now arrived in the Harbour: the hour of destruction, of manly opposition to the machinations of Tyranny, stares you in the Face; Every Friend to his Country, to Himself, and to Posterity, is now called upon to meet at Faneuil Hall, at nine o'clock this day, at which time the bells will ring to make united and successful resistance to this last, worst and most destructive measure of Administration... Boston, Nov. 29, 1773.

(Text eines Flugblattes, das den Boykott der englischen Teelieferungen nach Boston 1773 befeuerte, woraus sich die Boston Tea Party am 16.12.1773 entwickelte)

I

Langsam, sich seiner Würde als Mitglied des Unterhauses in Massachusetts und als anerkannter Händler in der Bostoner Kaufmannsgilde bewusst, ging Samuel Adams unter dem tosenden Applaus der Sons of Liberty zum Rednerpult und wartete. Er wartete auf den Moment, in dem er seine Rede peitschend den fiebernden Gleichgesinnten entgegenwerfen würde, eine Rede, die die schon aufgeschäumte Stimmung zum Übersäumen bringen konnte – doch eben genau das wollte Samuel Adams an diesem Abend nicht erreichen. Er wollte nicht erreichen, dass sich die Sons of Liberty von ihrer Begeisterung treiben ließen, denn sein Ziel war es, die Bevölkerung auf die Seite ihrer Bewegung zu ziehen. Samuel Adams wusste, dass es ohne die Bevölkerung nicht ging. Kein Aufstand gegen die

Obrigkeit hatte eine Chance, wenn man nicht das Volk hinter sich hatte.

„Die hohen Herren im englischen Ober- und Unterhaus haben in ihrer letzten Session beschlossen, gewisse Zölle aufzuheben!“, begann Samuel Adams demnach auch sachlich und ohne propagandistische Wortwahl. „Auch wenn sie dies nicht aus Milde taten, sondern aus kalter Berechnung, begingen sie zudem den großen Fehler, die Zölle auf den Tee nicht aufzuheben! Wie auch schon zuvor behelfen wir uns mit Lösungen, die uns weiterhin mit Tee versorgen! Dabei muss die Krone erkennen, dass unsere Macht größer ist, als sie allgemein für möglich gehalten hat! Als wir die britischen Tees boykottierten, brachen die Preise ein. Mit den sinkenden Preisen knickte die East India Company ein! Mit der East India Company brach die Krone ein und stoppte das unsägliche Treiben! Aber sie vergaßen die Zölle auf den Tee!“

Samuel Adams machte eine kurze Pause und stellte zufrieden fest, dass sich die Masse der Anwesenden etwas beruhigt hatte, ohne ihre Aufmerksamkeit zu verlieren. Er hatte sie trotz seiner Sachlichkeit in der

Hand. Jetzt war es an der Zeit, den Schwung seiner Rede wieder anzuziehen.

„Es kann nicht sein, dass wir als freie Amerikaner kein vollständiges Recht auf Eigentum haben! Es kann nicht sein, dass die britische Krone die Steuern und Zölle festsetzen kann, wie es ihr beliebt! Die Zölle auf die Teeimporte sind nicht mit uns vereinbart! Und damit sind es nicht nur Zölle und Steuern auf die Tees im Allgemeinen, sondern Zölle und Steuern auf jeden von uns, auf jeden Amerikaner!“

Das war es, was die Sons of Liberty hören wollten. Diese direkte Ansprache, dass die britische Krone ungerechte Entscheidungen traf, die von den Kolonisten in der Neuen Welt ausgebadet werden mussten – ohne ein Recht der Mitsprache. Dieses Recht bestand im Prinzip zwar, konnte aber nur von den Wahlmännern wahrgenommen werden, wenn man vor Ort, im britischen Parlament, anwesend war. Dies war nur wenigen vorbehalten, und deren Lobby war nicht gerade eindrucksvoll. Und gerade diese fehlende Mitbestimmung hatte diese jungen Enthusiasten zusammenschworen, seit die Krone unter dem britischen

Premierminister George Grenville vor einigen Jahren die Stempelgesetze erlassen hatte.

„Wir dürfen uns nicht zu Sklaven einer britischen Herrschaft machen lassen!“, fuhr Samuel Adams nach der kurzen Pause weiter fort. „Wir dürfen unseren Traum von Freiheit nicht aufgeben, weil wir uns nicht gegen die Krone wehren! Wir müssen uns gegen Gesetze wehren, die uns auf Kosten der Krone benachteiligen, obwohl wir wählende Bürger der Krone sind! Diese Pläne, die die Regierung gegen uns vollführt, sind ein Angriff auf unsere Freiheit! Sie sind ein Angriff auf unser Leben, auf unsere Eigenständigkeit, auf uns als Amerikaner!“

Nun schrie Samuel Adams zu der Masse und sah, was seine Worte in der tobenden Menge auslösten.

„Der Aufstand gegen diese Art der Unterdrückung ist die Pflicht eines jeden Amerikaners! Sie ist die Pflicht eines jeden von uns! Sie muss das Blut sein, das durch unsere Adern fließt! Es muss unser Schicksal sein!“

Es brauchte nicht mehr, um die Masse zu einem wütenden Mob werden zu lassen.

In diesem Moment hätte er nur den Namen des Gouverneurs von Massachusetts, Thomas Hutchinson, erwähnen müssen, und er war sich sicher, dass dieser Mob marodierend durch die Straßen zum Haus des Gouverneurs gezogen wäre, um ihn aus dem Bett zu reißen.

Doch Samuel Adams hatte andere Pläne.

„Ihr habt alle schon von der bevorstehenden Ankunft von Teelieferungen durch die East India Company gehört! Die Schiffe werden in unseren Hafen, hier in Boston, demnächst einlaufen! Der geladene Tee soll so billig angeboten werden, dass all unsere Geschäfte, die wir mühsam, mit dem Schweiß unseres Angesichtes errichtet haben, vor dem Ruin stehen werden, wenn die Preise so gewaltig ins Bodenlose sinken! Deswegen appelliere ich an euch, meine Mitstreiter, dass wir es nicht zulassen, dass diese Ladungen im Hafen gelöscht werden! Wir werden alles tun, um eine Entladung zu verhindern! Und sei es, dass wir die Kapitäne dazu zwingen müssen! Dieser Kampf ist unsere Pflicht! Unsere Pflicht als Amerikaner!“

Samuel Adams blieb auf dem Podest stehen und sah, wie die Menge ihm aufgeputscht zujubelte. Er wusste, dass sie ihm und seinen Worten folgen würden. Doch erst, als er John Hancock im Publikum, an der Seite des Raumes, wahrnahm, wie dieser gerade aus dem Saal verschwand, wusste Samuel Adams, dass die Aussichten nicht schlecht standen. Auch wenn es ihn drängte, seinem Freund im Geiste hinterherzueilen, wusste Samuel Adams, dass er an diesem Abend bei den Sons of Liberty bleiben musste. Er war ihre Stimme und ihr Anführer geworden, der Mann, der die Richtung vorgab, die in diesem Moment nur ein Ziel kannte: den Bostoner Hafen.

II

Die Wut der Sons of Liberty erhielt ihr Ziel nur wenige Tage später, als die Dartmouth in den Bostoner Hafen einlief. Am Pier stand bereits eine große Menschenmenge an Schaulustigen, und auch Kapitän Francis Rotch hatte schon durch die Seemänner des Schleppers vernommen, dass es wohl keinen angenehmen und freudigen Empfang für seine Einfahrt geben würde.

Somit blieb die Stimmung auch gedämpft, als der Kapitän zwar befahl, das Schiff zu vertäuen, aber keinen Befehl zur Löschung der Ladung aussprach. Mit dem Schutz von Soldaten des Gouverneurs verließ der Kapitän das bewachte Schiff und gelangte ohne tätlichen Angriff zur Residenz von Thomas Hutchinson.

Nach einem kurzen Gespräch, in dem der Kapitän wie auch der Gouverneur ihre Sichtweisen darlegten, entschieden sich die beiden, den Weg der Konfrontation auszu-schlagen und den Weg des Kompromisses zu suchen. Thomas Hutchinson, der selbst nur noch wenig Rückhalt in der Bevölkerung und noch weitaus weniger Rückhalt unter den Händlern und Politikern der Kolonie hatte, wusste nur zu genau, dass er mit der Schaffung eines Präzedenzfalles seinen eigenen Fall heraufbeschwören konnte. Aber so weit wie der Kapitän wollte er auch nicht gehen. Dafür war Thomas Hutchinson ein viel zu eiskalt berechnender Machtmensch.

Um Zeit zu gewinnen und darauf zu hoffen, dass die Bostoner in der winterlichen Kälte des Dezembers die Lust an einem of-

fenen Streit im Hafen verlieren würden, erklärte der Gouverneur, dass die Dartmouth seit dem Einlaufen und Festmachen im Hafen dem Bostoner Zollamt unterstellt sei. Der Tee verbleibe aber vorerst auf dem Schiff.

Diese sich ergebene Pattsituation war auch für Samuel Adams und John Hancock besonders delikat, denn sie wussten genau, was der Gouverneur mit dieser Hinhaltetaktik bezweckte. Während das Schiff nur im Hafen lag, gab es keinerlei Grund, etwas dagegen zu unternehmen. Und da der Gouverneur den Vorschlag des Kapitäns abgelehnt hatte, wieder in Richtung der britischen Inseln auszulaufen, weil er darauf bestand, dass die anfallenden Importzölle gezahlt werden sollten, bewegte sich rein gar nichts. Das einzige, das Bewegung in die festgefahrene Situation bringen konnte, war das Ultimatum, das Hutchison gesetzt hatte, um den Kapitän zum Einschwenken zu bewegen.

III

Das Ultimatum näherte sich seinem Ende, und Francis Rotch, der Kapitän der Dart-

mouth, sah sich gezwungen, zu handeln, da ihm drohte, zwischen Pest und Cholera wählen zu müssen. Inzwischen waren auch zwei andere Schiffe aus England eingetroffen, die Eleanor und die Beaver, deren Kapitäne vor demselben Problem standen und ihnen ebenfalls keine Ausweichmöglichkeiten einfielen.

Kapitän Rotch setzte somit alles auf eine Karte und startete den letzten Verhandlungsversuch mit dem Gouverneur, indem er sich der aufgebrachten Versammlung der Sons of Liberty stellte, die sich im Old South Meeting House eingefunden hatte.

Die Versammlung war deswegen so aufgebracht, weil das Gerücht durch Boston zog, dass die drei Schiffe alsbald die Löschung ihrer Ladung beginnen wollten, und Kapitän Rotch ließ sich dazu drängen, mit einem allerletzten Versuch zum Gouverneur zu gehen, um dort das Auslaufen ohne Zahlung der Importzölle zu erreichen.

Der Gouverneur hörte sich ein weiteres Mal die Klagen des Kapitäns an und entschied, ohne groß mit der Wimper zu zucken, dass er sich nicht von einigen Bostoner Händlern – mit Namen Hancock und

Adams – herumschubsen ließe, und beschied das Verhandlungsangebot des Kapitäns abschlägig.

Als der Kapitän mit der Antwort des Gouverneurs zurück zu den Mitgliedern der Sons of Liberty kam, entbrannte deren Zorn, und der wütende Mob zog durch die Straßen in Richtung des Hafens. Da niemand der Mitglieder mit einer Zustimmung gerechnet hatte, war man auf das, was jetzt geschehen sollte, gut vorbereitet.

Verkleidet als Mohawk-Indianer – mit Federn in den Hüten, Kriegsbemalungen im Gesicht und einem Beil in der Hand – gelangte man in den Hafen, stürmte mit der Macht der Massen an Schaulustigen auf die Wachsoldaten des Gouverneurs zu und sah ohne eine gewaltsame Aktion mit an, wie die verschreckten Soldaten die Flinte ins Korn warfen und flohen.

Auch die Seeleute zogen sich beim Anblick der grausam aussehenden Angreifer in die Ecken des Schiffs zurück und ließen es zu, dass die Frachträume geöffnet wurden. Einer nach dem anderen Indianer verschwand darin, während andere mit wilden Grimassen und dem Schwingen ihrer Beile

dafür sorgten, dass niemand auf den Gedanken kam, diese Inbesitznahme zu stören.

Alles lief friedlich ab; die mehr als vierhundert Kisten voll mit Tee wurden an die drei Decks geschafft, ehe einer der als Indianer verkleideten Angreifer die Tat ergriff und die erste Kiste öffnete. Langsam und mit großer Strahlkraft trug er die Kiste an die Reling und ließ den Tee in das schwarze Wasser des Bostoner Hafens rieseln.

Während die anderen an Bord seinem Beispiel folgten und nacheinander die Kisten aufrissen, sahen die Schaulustigen in friedlicher Ruhe zu und verhinderten zudem, dass Nutznießer die Blätter aus dem Wasser fischten.

Bis tief in die Nacht verlief das ungewöhnliche Löschen der Ladung der drei Schiffe, und als die versammelten Menschen den Hafen von Boston verließen, schwammen mehrere Tonnen Teeblätter durchweicht im Wasser herum und bedeckten das dunkle Wasser.

Auch Samuel Adams kam spät in der Nacht ins Bett und war bereits wieder früh auf den Beinen. Obwohl er nur wenig ge-

schlafen hatte, fühlte er sich befreit – befreit von einem jahrelangen Joch, das von fremder Hand des momentanen englischen Premierministers Lord North über die Kolonien verhängt worden war, und weit am Horizont vermeinte er die Glocken der Freiheit zu hören, die drei Jahre später zur Erklärung der Unabhängigkeit führen sollten.

IV

An diesem Tag eins nach den Ereignissen der Nacht, die als Boston Tea Party in die Geschichtsbücher eingehen sollte, notierte Samuel Adams in seinem Tagebuch: Gestern Abend wurden drei Ladungen Bohea-Tee ins Meer geschüttet. Heute Morgen segelte ein Kriegsschiff los. Dies ist die bisher großartigste Maßnahme. Dieses letzte Unternehmen der Patrioten hat eine Würde [...], die ich bewundere. Das Volk sollte sich nie erheben, ohne etwas Erinnerungswürdiges zu tun – etwas Beachtenswertes und Aufsehen Erregendes. Die Vernichtung des Tees ist eine so kühne, entschlossene, furchtlose und kompromisslose Tat, und sie wird notwendigerweise so wichtige und dauerhafte Konsequenzen haben, dass ich sie als

epochemachendes Ereignis betrachten
muss.

Und dieses Ereignis machte Epoche!



EIN ERHELLENDES BUCH

Ludwig Boitus: *Stelzvögel*, Göttingen
1972

(Un libro esclarecedor)

Aus dem Spanischen von Vera Gerling

Erzählung

Fernando Sorrentino

In seinem knappen Vorwort zu diesem Buch informiert uns Professor Franz Klamm, dass Ludwig Boitus eine Reise von Göttingen nach Huayllén-Naquén auf sich nahm, einzig und allein mit dem Ziel, sich *in situ* dem Studium der assimilierenden Anziehungskraft jener Stelzvögel zu widmen, die im Volksmund unter dem Namen *Calegüinas* bekannt sind, der jedoch beina-

he ausnahmslos auch in der spanischsprachigen Fachliteratur Verwendung findet.

Das Werk füllt auf diesem Gebiet eine offensichtliche Forschungslücke. Bevor Doktor Boitus diese umfangreichen Untersuchungen vornahm – deren Darstellung beinahe ein Drittel des Buches einnimmt –, verfügte man bezüglich der Calegüinas kaum über nachgewiesene Erkenntnisse. Sieht man einmal ab von den fragmentarischen und unsystematischen Studien von Bulovic, Balbón, Laurencena und anderen – die zudem meist gespickt waren mit willkürlichen oder kaum haltbaren Behauptungen – so fehlte bislang jede glaubwürdige wissenschaftliche Basis, die tiefergehende Nachforschungen gestattet hätte.

In der vorliegenden Arbeit geht Boitus von der – wenn auch vielleicht fragwürdigen – These aus, die vorherrschende Eigenschaft der Calegüinas liege in ihrer übermächtigen Persönlichkeit (*Persönlichkeit* sei hier zu verstehen im Sinne von Fox und seinen Schülern): diese sei derart übermächtig, dass die Calegüinas allein durch ihre Präsenz eine recht weitreichende As-

similierung an ihre Art bei anderen Lebewesen hervorrufen.

Die Calegüinas findet man ausschließlich im See von Huayllén-Naquén. Sie existieren in großer Zahl, möglicherweise gibt es mehr als eine Million Exemplare, da die Jagd auf sie verboten ist und sie zudem ungenießbar und ihre Federn für die Industrie wertlos sind. Wie bei Stelzvögeln üblich, ernähren sie sich von Fischen, Spinnen sowie den Larven von Mücken und anderer Insekten. Trotz ihrer weit entwickelten Flügel fliegen sie selten, und wenn überhaupt, dann nie über das Ufer des Sees hinaus. Sie sind etwas größer als Störche, im Gegensatz zu diesen jedoch keine Zugvögel. Ihre Rücken und die Flügel sind schwarz, annähernd blauschwarz. Kopf, Brust und Bauch sind von gelblichem Weiß, die Beine blassgelb. Der See von Huayllén-Naquén, ihr Lebensraum, ist nicht besonders tief, dafür aber sehr großflächig. Da – trotz der wiederholten diesbezüglichen Anfragen – noch immer keine Brücke den See überspannt, sehen sich die Anwohner gezwungen, ihn in einem großen Bogen zu umfahren, was neben den ständigen Beschwerden in der

Lokalzeitung auch zur Konsequenz hat, dass die Uferbewohner eher selten Kontakt zueinander aufnehmen. Zwar dürfte es auf den ersten Blick einfacher und schneller erscheinen, wenn man auf Stelzen oder sogar ohne Stelzen den See durchquerte, denn das Wasser reicht an der tiefsten Stelle einem mittelgroßen Menschen gerade einmal bis zur Taille. Da aber die Anwohner – wenn auch nur auf eine vielleicht intuitive Art – die assimilatorische Anziehungskraft der Calegüinas kennen, versuchen sie lieber gar nicht erst, den See zu überqueren, sondern wählen die vorzüglich asphaltierte Straße, die um den See herumführt. Dieser Umstand vermag jedoch nicht zu verhindern, sondern fördert vielmehr die Tatsache, dass – was durchaus verständlich ist, wenn man bedenkt, wie arm die Region an Verdienstmöglichkeiten ist – die Stelzenvermietung an Touristen die lukrativste Einnahmequelle von Huayllén-Naquén darstellt. Aufgrund der fehlenden ernstzunehmenden Konkurrenz und in Ermangelung offizieller Regelungen liegt der Preis für den Verleih sicherlich sehr hoch, doch zweifelsohne ermöglichen es allein diese hor-

renden Summen den Geschäftsleuten, die unvermeidbaren Verluste auszugleichen. Allerdings besagen die wenigen Vorschriften einer Provinzverordnung, dass in den Geschäften, die Stelzen verleihen, gut sichtbar ein Schild aufgehängt werden müsse, das in fetten Buchstaben darauf hinweist, dass ihr Gebrauch bei den Benutzern psychosomatische Störungen größeren Ausmaßes hervorrufen kann. Die Touristen schenken dieser Warnung hingegen meist nur wenig Beachtung oder lachen sogar darüber, wenn man denn überhaupt davon ausgehen kann, dass alle sie wirklich lesen, obwohl die Geschäftsleute der Vorschrift, das Schild an einem gut sichtbaren Ort aufzuhängen, sicherlich genauestens nachkommen, und obwohl bekannt ist, dass der Gesetzgeber in dieser Hinsicht unachgiebig ist, wenn auch nur äußerst selten Kontrollen durchgeführt werden, und selbst dann mit Vorankündigung, jedoch nur wenige Minuten vor der Ankunft des Inspektors, der wiederum mit größter Gewissenhaftigkeit seiner Aufgabe nachgeht, auch wenn bisher noch kein Fall der Bestrafung eines Geschäftsmannes bekannt ge-

worden ist. Haben sie erst einmal die Stelzen an sich genommen, staken die Touristen allein, zu zweit oder in fröhlichen und geschwätzigen Gruppen von drei, fünf oder zehn Personen in den See von Huayllén-Naquén hinein, mit dem Ziel, den Ort am anderen Ende des Sees zu erreichen, wo man zu günstigsten Preisen exzellenten Dosenfisch erstehen kann, dessen Verkauf die Haupteinnahmequelle der Bewohner des jenseitigen Ufers darstellt. Auf den ersten zweihundert oder dreihundert Metern schreiten die Touristen jubelnd voran, reißen in einem fort Witze und verscheuchen mit ihrem Schreien und Lachen die Calegüinas, die wie alle Stelzvögel extrem schreckhaft sind. Je mehr sie sich jedoch der Mitte des Sees nähern, desto maßvoller werden ihre Äußerungen der Freude und Ausgelassenheit, während zugleich die Anzahl der Calegüinas pro Quadratmeter steigt. Nun sind es schon so unsäglich viele, dass die Touristen sich nur mit größten Schwierigkeiten einen Weg bahnen können. Zudem scheint es, als hätten sie im Schutz ihrer Artgenossen alle Furcht verloren, wenn auch der Grund für ihre Reglosigkeit

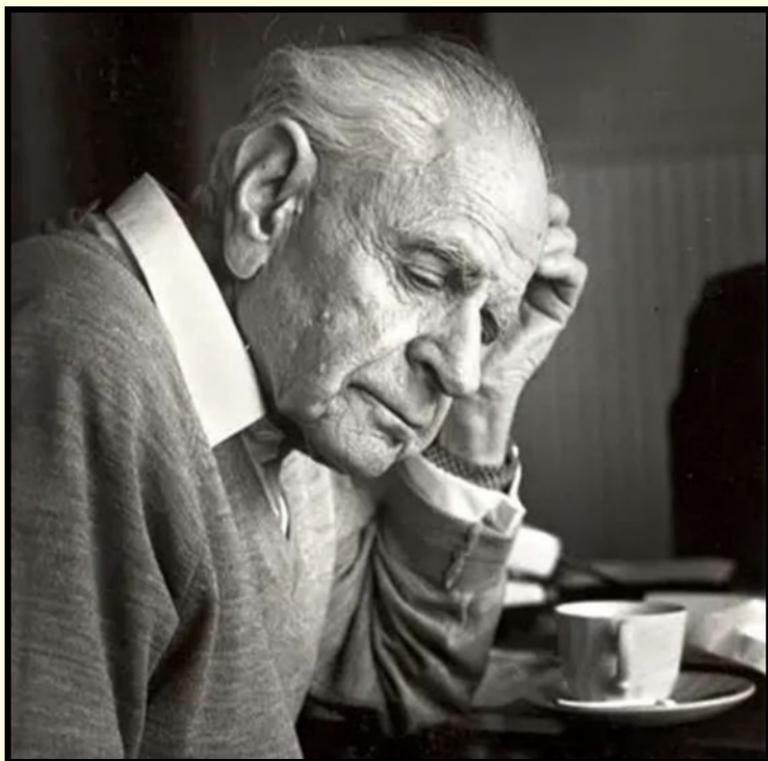
in der schlichten Unmöglichkeit, sich zu bewegen, begründet sein mag. Wie dem auch sei, auf jeden Fall reichen Schreie schon nicht mehr aus, damit sie Platz machen, so dass man schon Schläge mit Stöcken und Händen verteilen muss, und selbst dann weichen die Calegüinas nur ein winziges Stück zurück. Zu diesem Zeitpunkt bringen die Touristen normalerweise kein Wort mehr heraus: vorbei das Lachen und die Witzeleien. Dann – aber erst dann – nehmen sie ein dumpfes Rumoren wahr, das den ganzen See überschallt und aus Tausenden Kehlen Tausender Calegüinas stammt. Dieses Rumoren ähnelt in seinem Klang ein wenig dem Gurren der Tauben, nur dröhnt es viel lauter. Daher dringt es so tief in die Ohren und Köpfe der Touristen ein, dass es beinahe zu einem Teil von ihnen wird, bis dann der Punkt erreicht ist, an dem die Touristen nach und nach selbst anfangen, den gleichen Ton herauszubringen – zu Beginn natürlich noch sehr unbeholfen, bald aber ist es schier unmöglich, zwischen den Tönen der Menschen und denen der Calegüinas zu unterscheiden. Fast im gleichen Moment bemerken die Touris-

ten mit einer gewissen inneren Beklemmung, dass alles von Calegüinas wimmelt, soweit das Auge reicht. Schon können sie weder das Festland noch das Wasser des Sees mehr erkennen. Vor ihnen und hinter ihnen, rechts und links, sehen sie nur auf ein unendliches, monoton schwarz-weißes Einerlei aus Flügeln, Schnäbeln, Beinen und Federn. Manchmal, vor allem wenn es sich um eine große Touristengruppe handelt, findet sich einer unter ihnen, der aufgeweckter oder weniger beeinflussbar ist und erkennt, dass es besser wäre, umzukehren und von dem Vorhaben abzusehen, am anderen Ufer den preisgünstigen, exzellenten Dosenfisch zu erwerben. Am anderen Ufer, ja, aber welches ist denn nun das andere Ufer? Wie sollen sie denn umkehren, wenn sie schon jede Orientierung verloren haben und nicht mehr wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen? Wie umkehren, wenn tatsächlich jeder Anhaltspunkt abhanden gekommen ist, wenn alles nur noch ein unendliches, monoton schwarz-weißes Einerlei aus Flügeln, Schnäbeln, Beinen und Federn ist? Und aus Augen: zwei Millionen Augen, die ausdruckslos vor sich hin blin-

zeln. Obwohl ganz offensichtlich eine Rückkehr schon gar nicht mehr in Frage kommt, wendet sich jener aufgewecktere oder weniger beeinflussbare Tourist an seine Gefährten und spricht voller Pathos: „Freunde! Lasst uns dorthin zurückkehren, wo wir hergekommen sind!“ Doch seine Gefährten können sein grelles Krächzen, das dem vorausgegangenen friedlichen Rumoren so fremd ist, nicht verstehen. Und wenn auch sie selbst krächzend antworten, fühlen sie sich doch immer noch als Menschen. Nun überkommt sie Angst, schon können sie nicht mehr klar denken und wollen alle gleichzeitig etwas sagen. Aus vielen Kehlen krächzt es durcheinander, so dass niemand den anderen mehr versteht, und auch wenn sie wollten, könnten sie einander nicht mitteilen, dass alle schon Calegüinas sind. Die anderen Calegüinas, die schon länger dazugehören und bis dahin wie Zuschauer, die das Ende schon kennen, gleichgültig geschwiegen haben, fallen nun alle gleichzeitig in das schrille Krächzen ein, so laut sie können. Ein allgemeines Krächzen erhebt sich, ein Aufschrei des Triumphes, der Eroberung, der von diesem kleinen Kreis aus-

geht und sich dann schnell und stürmisch über den gesamten See von Huayllén-Naquén ausbreitet, bis er über seine Ufer tritt und noch in die letzten Häuser des Dorfes dringt. Die Anwohner halten sich mit den Fingern die Ohren zu und lächeln. Zum Glück dauert dieses Gezeter nicht länger als fünf Minuten, und sobald es gänzlich verklungen ist, machen sich die Geschäftsleute des Ortes daran, genau so viele neue Stelzenpaare herzustellen, wie Touristen in den See gegangen sind.

Diese Erzählung wurde neben anderen publiziert in: Fernando Sorrentino, *Von Skorpionen und anderen Alltagsgefahren*, Göttingen, Hainholz Verlag, 2001, 160 S., S. 49-54.



Karl Raimund Popper (1902–1994)

GOTT ERFÜLLT DAS ALL (ORIGINES) Einstein 137 Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

- Origines: Vom Gebet. Bibliothek der Kirchenväter, Band 48. München 1926. Books on Demand, Norderstedt, 2009.
- Popper, Karl R.: Die Welt des Parmenides. 2001 Piper Verlag, München.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System der Weltalter. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1998. Zitiert als „Weltalter“.

Origines (geb. ca. 185, gest. 254) stellt fest: Gott ist immer und überall. Und da er überall ist, erwäge ich, so ist er auch in uns drinnen; denn alleine die Vorstellung, daß Gott irgendwo nicht wäre, ist folglich absurd:

„... der Heiligen Schrift ... sobald sie scheinbar lehrt, daß Gott sich an einem Orte befinde.“ (Origines, S. 86)

An einem bestimmten Ort? Ist Gott demnach bloß im Himmel anzutreffen? Die schnöde, von ihm geschaffene oder zumindest von ihm verantwortete Welt interessiert ihn nicht?

„Dieser Unterschied bedeutet aber nicht eine Trennung von Gott und Welt, da Gott ja das ganze All erfüllt und ... Wohnung bei den Frommen nimmt, so daß sie alle mit Gott verbunden sind.“ (Origines, S. 86)

Wiederum, die Vorstellung, Gott wäre nur für die „Frommen“ da, kann nicht richtig sein. Er ist für alle Menschen da, unabhän-

gig vom Glauben. Ähnlich wie unsere inneren (von uns für gewöhnlich nicht erachteten) Organe: würde man sich im Ernst anmaßen zu behaupten, das Herz schlägt nur dem Frommen, und es arbeiten nur des Frommen Lunge, Nieren und dergleichen?

Gott ist also Allgemeingut oder allgemein verfügbar, wenn man so will. Wie unsere inneren Organe demnach, welche sich zunächst nicht nach Charakter oder Gesinnung richten. Obwohl, selbst hierauf (auf unsere inneren Organe) haben wir mehr Einfluß, als wir für gewöhnlich denken. Wir können sie nämlich – allmählich, Schritt für Schritt – zugrunde richten. Wie das? Durch negatives Denken. Das geht nie so schnell. Alles braucht seine Zeit. Auch der Weg ins Verderben. Dann, wenn sie (unsere inneren Organe) geschädigt sind, „melden“ sie sich nach und nach oder plötzlich, und wir pflegen uns ihrer eben gerade in der unheiligen Stunde bewußt zu werden.

Also Gott ist neutral, so wie auch unsere inneren Organe zunächst neutral sind. Jedenfalls ist Gott nicht Opfer, Sklave oder „Eigentum“ irgend einer Religion oder Kirche. Allerdings ist zu vermerken, daß jene,

die an Gott glauben, oder besser noch: die von ihm wissen, durch diese Tatsache erhebliche Vorteile zu erlangen vermögen. Sei es in Fragen der Gesundheit (denn Gott erhört unsere Sprüche oder Gebete, sofern dies den Umständen nach möglich ist). Dies gilt selbst in anderem, weiterem Sinne. Denn es vollziehen sich auch in ausgedehnterem Bereiche Dinge, welche sich nur durch Gottes – wohlgemerkt natürliches – Eingreifen erklären oder begründen lassen.

Es wäre irreführend, Gottes Eingreifen stets mit Blitz, Donnerschlag oder dergleichen zu begründen, wie man dies in früheren Zeiten teils übte. Die Natur – wie alles – ist Gottes. Selbige „benutzt“ er in geeigneter Weise, indem er auf die zu ihm Flehenden hört. Mit dem Ergebnis, daß die durch „ihn“ vollzogenen Dinge wiederum natürlich erscheinen und somit eine echte Beurteilung erschweren. Woher weiß man das? Man lese mein Buch „Die wahre Geschichte“, in demselben stoßen wir auf zahlreiche Beispiele dramatischer Vorgänge, wie Gott die Betenden, sei es in Japan, sei es in England (und sonstwo) wettermäßig erhörte. Indem er also – scheinbar auf natürlichem

Wege – das kriegsentscheidende oder doch zumindest den entsprechenden Krieg wesentlich beeinflussende Wetter bescherte. Der Einfluß des Wetters auf das kriegerische Geschehen wird auch im Geschichtsbuch eingeräumt, freilich nur unter ferner Liefen. Die Wahrheit aber, mit Verlaub, liegt tiefer. Jede und jeder kann es begreifen, so man nur will, und man nicht bloß von der heutigen Zeit angekränkt wäre.

Gut denn, also. Karl Raimund Popper (1902 in Wien geboren, 1994 bei London gestorben, war britischer Philosoph und Wissenschaftslogiker österreichischer Herkunft). Er sagt sinnvollerweise: die Welt verstehen heißt uns selbst verstehen:

„Es gibt zumindest ein philosophisches Problem, das alle denkenden Menschen interessiert: das Problem, die Welt, in der wir leben, zu verstehen und somit auch uns selbst (die wir ein Teil dieser Welt sind) und unser Wissen von der Welt.“ (Popper, S. 31)

Wir sind. Die Welt ist. Etwas ist. Demgegenüber könnte man sich nur das Nichts

vorstellen. Dieser Gedanke – vom Nichts – ist nichtig. Warum? Weil ja etwas ist. Demnach, Popper, etwas ist immer, etwas bleibt immer:

„Aber als das geschah, hatte uns schon Einsteins Gleichung $E = mc^2$ mit einer wirkungsvollen Verteidigungswaffe gegen die intellektuelle Niederlage [alle alten physikalischen Theorien werden durch neue Erkenntnis zunehmend in Frage gestellt] versorgt. Obwohl die Physik zum ersten Mal seit Leukipp keine Theorie der Veränderung mehr besaß, konnten wir uns mit dem Gedanken trösten, daß in all diesen wirklichen Veränderungen und Umwandlungen die Energie, die dasselbe ist wie die schwere und träge Masse, erhalten bleibt (zusammen mit dem Impuls). So gibt es etwas, das mit sich selbst identisch bleibt, auch bei wirklicher Veränderung – die Summe der Energie und des Impulses, die essentielle Konstante der Umwandlung.“ (Popper, S. 253)

Wir entnehmen also dieser zunächst fast vordergründigen Gleichsetzung von Materie und Energie, daß „etwas“ immer ist, egal, ob wir es „Materie“ oder „Energie“ nennen wollen. Das schließt aber selbstverständlich in Gedanken die Spekulation nicht aus, daß man „es“ (Materie wie Energie) vollständig fort- oder wegräumen könnte. Ist das aber möglich, die Welt von allem Sein, egal, wie man es benennen oder betrachten möchte, zu befreien?

„... Vermächtnis des Parmenides... So entstand das Prinzip, daß ein reales Ding niemals aus nichts entsteht – *ex nihilo nihil fit*; ein Prinzip, das sehr bald zu einer Theorie der Kausalität oder besser des kausalen Determinismus wurde: Alles muß eine adäquate oder wesensgleiche Ursache haben – *causa aequat effectum*.

Diese Prinzipien bedeuten natürlich wiederum, daß es keine wirkliche Veränderung gibt. Wenn die Ursache der Wirkung gleicht, dann beweist diese Gleichheit, daß es in Wirklichkeit keinen Wandel gibt, keine wirkliche Ver-

änderung, sondern daß während des ganzen Wirkungsprozesses etwas mit sich selbst identisch bleibt.“ (Popper, S. 253 f)

In der Tat, von Nichts kommt nichts. Etwas, das ist, greift immer auf ein Seiendes zurück. Wohl gemerkt, die Dinge ändern sich, forträumen aber kann man sie nicht. Wohin auch? In welche „Leere“ man sie auch brächte, dann wäre die Leere nicht mehr leer, sondern vom Sein (eben dieser weggeräumten Dinge) erfüllt.

Ob es keinen wirklichen Wandel gibt? Nun, es gibt zweifellos Veränderung, Entwicklung zum Höheren, welche auf dem davor gegebenen Sein aufbaut. Wir gewärtigen hier auch den vor allem von Hegel genannten Umschlag der Quantität in die (neue) Qualität. Das heißt, aus dem für banal erachteten überkommenen Sein kann durchaus etwas Neues entstehen (welches sich also auf die altüberkommenen Seinsbestandteile stützt).

Nichts Neues unter der Sonne, mit Verlaub? Doch, durchaus. Es entwickelt sich etwas Neues aus dem, was ist.

Nochmals, mit Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854): gewärtigen wir überall nur Stillstand?

„Seit der Zeit als der Mensch den Wegen Gottes entgegenwandelt, ist die Natur in den traurigen Zirkel [Kreis] eingeschlossen, sie ist ein stillstehendes Ganze, seit dieser Zeit ist die Klage: Nichts neues geschieht unter der Sonne, sie geht auf, und geht unter um wieder aufzugehen.“ (Schelling: Weltalter, S. 210)

Nun, eine Veränderung gibt es zweifellos. Doch man muß einräumen, sie zieht sich hin. Was die Beobachtung „vor Ort“ (also vom einzelnen Leben aus) durchaus erschwert.

Vermerken wir hier auch die von Teilhard de Jardin geteilte Auffassung: daß der Mensch auf Gottes Wegen wandelt (ihm entgegen). Diesen langwierigen Prozeß wird man indes doch wohl bloß wegen seiner beträchtlichen Dauer nicht als „Stillstand“ bezeichnen wollen!

Im übrigen, was die getreue Sonne betrifft, welche regelmäßig und zuverlässig zu allermindest die nächsten vier bis fünf Milliarden Jahre immer wieder auf- und untergehen wird. Wir sollten dies nicht als langweilig, sondern als hoffnungsvoll bezeichnen. Zugleich auch, daß wir mithin eine von der Menschheit der Zukunft unbedingt zu lösende Aufgabe gewärtigen. Denn der Tag, da die Sonne nicht mehr „aufgeht“, wird kommen, spät, aber sicher, und die Menschheit dieser für uns fernen Zukunft muß sich dann anderweitig etwas überlegen. Doch seien wir getrost, für alles, was sich der Menschheit als Problem darbietet, gibt es zuverlässig stets eine Lösung.

Wie gesagt, man darf die Dinge nicht nur eng („vor Ort“, also aus dem Blickwinkel des einzelnen, kurzen Lebens) betrachten, so wie Schelling dies versucht. Schelling in diesem Sinne weiter:

„Es ist alles so voll Mühe und Arbeit und doch ohne allen Erfolg, ein Geschlecht kommt und vergeht um einem anderen Platz zu machen.“ (Schelling: Weltalter, S. 210)

Auch hier ist die Betrachtung wieder zu pessimistisch. Warum „ohne Erfolg“? Die Menschheit – auch bei allen Versäumnissen, Rückschlägen und Katastrophen – macht doch verzeichenbare Fortschritte. Man sehe nur alleine die Erkundung des sonnennahen Raumes sowie des Welt- raums. Astronauten, etwa, welche ihren Fuß auf die Oberfläche des Mondes setzten. Oder auch nur Satellitenschüsseln, um weltweit irgendwelche Fernsehprogramme zu empfangen oder andere Nachrichten zu senden.

Ist das also eine sich uns scheinbar als langweilig und stets gleich, demnach gleichgültig darbietende Abfolge von Geschlechtern? Mitnichten! Selbst die Geschlechter, wie die Evolution uns verrät, entwickeln sich weiter. Wer weiß schon, ob die Generationen in Hunderten Millionen von Jahren auf uns, ihre fernen Vorfahren, wie auf Steinzeit-Wesen zurückblicken werden, so, wie wir das ja mit unseren eigenen fernen Vorfahren machen?

Freilich, man bedenke immer, jene „Steinzeit-Wesen“ sind es, auf deren Erbsubstanz und Rücken wir wie sie in der Zu-

kunft notwendigerweise ruhen. Die Natur ist nicht töricht. Sie weiß schon, warum sie – in der mählichen Höherentwicklung – eine Generation auf die andere folgen läßt. Eben dadurch führt der Weg nach oben, und es wird Erstarrnis vermieden, auch wenn es einem unmittelbar vor Ort (innerhalb weniger Jahre) so vorkommen möchte.

„... wo bei allen Mühen kein Zweck ist sondern immer nur daſelbe wiederkehrt ... dieser zum Stillstande gekommenen Welt...“ (Schelling: Weltalter, S. 210)

Man bedenke, Millionen von Jahren sind bekanntlich nur ein Wimpernschlag in der großen Entwicklung. Für jemanden „vor Ort“ (in seiner eng begrenzten Zeit) ist die große, weitgespannte Entwicklung kaum erkennbar. Freilich, Schelling entläßt uns nicht nur niedergeschlagen mit seinen Erwägungen des Stillstands, sondern wir entnehmen bei ihm auch Hoffnung:

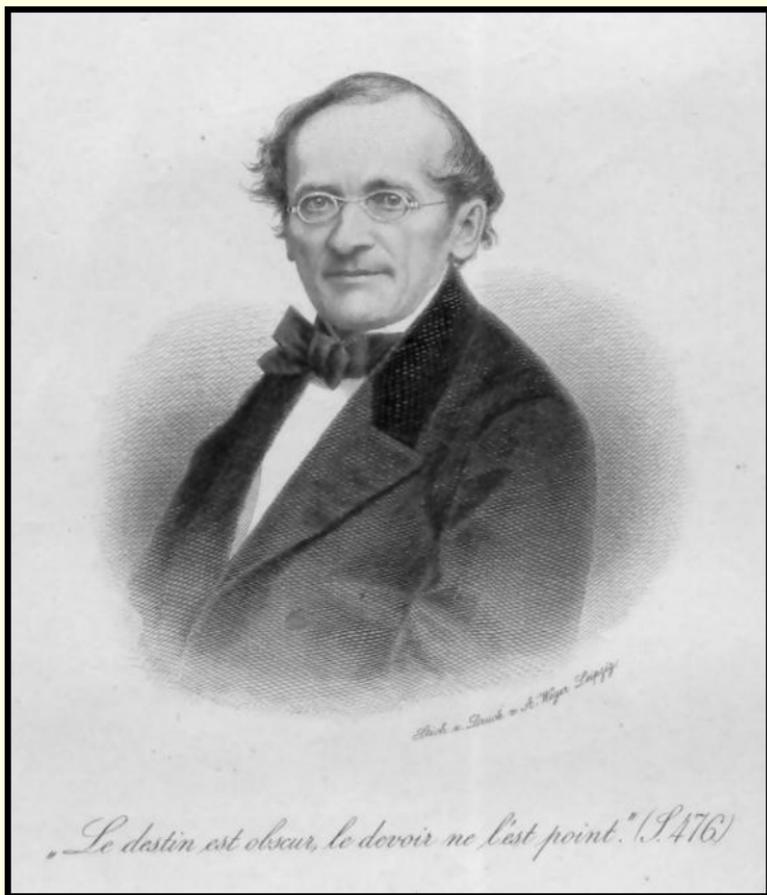
„Äußerlich in der Natur ist überall Stillstand, alle Beweglichkeit ist in den Men-

schen übergetreten wie in eine geistige und ideelle Welt. ... das dritte [geistige] Verhältniß [ist] endlich die Zeit der vollkommenen Überwindung, die zur Freiheit wieder gebrachte Zeit; diese Zeit ist die Zeit der Zukunft, die ihre Vollen- dung ist – und diese ist die Zeit des Geistes.“ (Schelling: Weltalter, S. 210 f)

Wir entnehmen also, es herrschte und herrscht keineswegs Stillstand. Die Entwicklung geht weiter. Dem Geist gehört die Zukunft, wie ihm im übrigen aber auch die Vergangenheit schon gehörte. Denn warum oder wie sonst hätte die Entwicklung nicht unaufhaltsam zu uns hin verlaufen können oder müssen (und insbesondere gewiß zu den Späteren, welche wie wir Gott entgegen streben)?

Wir erkennen jedenfalls deutlich, es gibt überhaupt keinen öden Stillstand, wie es momentan, vordergründig erscheinen möchte (also im Rahmen eines engen Zeitfensters betrachtet). Der Geist befindet sich wesentlich auch in uns, und, mit Verlaub, er gibt schlicht und einfach keine Ruhe (auf allen Ebenen strebt er unaufhaltsam sei-

nem Ziel entgegen). Woraus man ableiten kann, er, der Geist, wird wohl wissen, worauf er hinaus will (er will zu Gott natürlich).



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

WOLFSMENSCH (PERTY 39) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe

[Insektenforscher] und Naturphilosoph
an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

Kann sich der Mensch in ein Tier verwandeln? Gemeint ist damit nicht die entsprechende bildliche Vorstellung: „Der ist ein Esel!“ „Benimmt sich wie ein Schwein!“ „Diese dumme Pute!“ – und dergleichen. Sondern, ist es real möglich, aus einem Menschen ein Tier zu machen? Oder gar, Verzeihung, beide Gattungen (Mensch und Tier) biologisch zu kreuzen?

Nachfolgend: „lykos“ = Wolf, „anthropos“ = Mensch (alt-griechisch)

„Grauensvoll ist der schon im Alterthume vorkommende Wahn, wo der Mensch sich in ein Thier verwandelt glaubt und nach der Logik des Wahnsinns sich als solches benimmt. Am häufigsten kommt die Lykanthropie [Werwolf, Wolfsmensch] vor, namentlich bei dem rohen Hirtenvolke der Arkadier, dessen Heerden häufig von Wölfen angefallen wurden, und wird schon von Petronius im Gastmahl des Trimalchio erwähnt, wo Nikeros erzählt, daß Einer,

der mit ihm wanderte, die Kleider auszog, ein Wolf wurde und in den Wald lief. Nikeros, nach Hause zurückgekehrt, erfährt, daß ein Wolf die Heerde angefallen habe und ein Knecht ihn mit der Lanze in den Hals gestochen. Jener Gefährte aber wird von Nikeros im Bette angetroffen, wo ein Arzt dessen verwundeten Hals behandelt.“ (Perty, S. 340)

In der Fabel oder in der Fantasie-Vorstellung ist es anscheinend kein Problem, etwa vom Wolf auf den Menschen zu kommen – oder sollte es gar umgekehrt sein? Der Mensch als gieriger (fressender, saugender) Wolf, ganz ohne, daß dafür auch nur ein Gestaltwandel erforderlich wäre?

„Die Töchter des argivischen Königs Prötus und der König Nebukadnezar glaubten sich in Rinder verwandelt. Im Mittelalter kommt die Krankheit mit der Dämonomanie verbunden in vielen europäischen Ländern vor; in Abyssinien herrscht nach Pearce der Glaube an

Verwandlung in Hyänen. Oft erscheint die Verwandlung in einen Wolf oder Hund als göttliches Strafgericht für Ruchlose, anderemale als vom Satan bewirkte Verblendung, in Folge welcher Menschen sich einbildeten, in Wölfe verwandelt worden zu sein, auf Vieren liefen, Thiere und Menschen, besonders Kinder anfielen und tödteten, zum Theil verzehrten und hiebei auch von andern durch sie Fascinirten für Wölfe angesehen wurden: denn das ist wesentlich, daß die Zoanthropen [Wahnvorstellung, daß Mensch zu Tier verwandelt wird] in Andern die gleiche Vorstellung, in der sie selbst leben, zu erzeugen vermögen.“ (Perty, S, 340)

Nun kann man bis zu einem gewissen Grade in anderen Leuten bestimmte Vorstellungen (besonders negativer Art) hervorrufen. Ob aber jemand, der, wie auch immer beeinflußt, im andern einen realen (und nicht bloß sinnbildlichen) Wolf oder Hund oder eine Hyäne oder ein anderes Tier sieht, darf doch wohl bis zu einem gewissen Gra-

de bezweifelt werden. Indes, sehen wir in die Geschichte:

„Manchmal lagen die Ergriffenen in visionärem Schlaf, der durch Einreibung mit narkotischen Salben erzeugt wurde, und glaubten Wolfshandlungen zu verrichten. Die Lykanthropen [Wolfsmenschen] waren meist männliche, seltener weibliche Individuen. Die Krankheit herrschte nach Beguel 1598 fast epidemisch im Jura, combinirt mit dem Sabbath, und wurde von dem französischen Parlamente bald als teuflisches Verbrechen mit dem Tode bestraft, bald als Wahnsinn angesehen.“ (Perty, S. 340)

Nicht wahr, es ist doch erstaunlich, in welche Massenhysterie man die Menschen hinein steigern kann.

„Ein von Leubuscher (Ueber Wehrwölfe und Thierverwandlungen, Berlin 1850) behaupteter Zusammenhang zwischen Lykanthropie und Vampirismus scheint mir nicht begründet. An eine wirkliche Thierverwandlung glaubten selbst die

meisten Schriftsteller des Mittelalters nicht, sondern nahmen dieselbe für ein Prästigium, Blendwerk des Teufels. Dem Wahn der Thierverwandlung liegt eine Entzweiung der Psyche wie der Dämonomanie zu Grunde, und außer den Funktionen des Gehirns sind auch die der Haut gestört, weshalb der Kranke im Paroxysmus [anfallartige Steigerung von Krankheitserscheinungen] diese behaart fühlt. Zur Lykanthropie gehört dann auch noch eine tiefe mordlustige Verwilderung des Gemüthes. Manche Phänomene werden aber auch hier wieder nur begreiflich durch die Entbindung magischer Kräfte im Menschen.“
(Perty, S. 340 f)

Halten wir aber der Sache nach fest, es ist nicht möglich, Mensch und Tier biologisch zu kreuzen (falls man auf diesen Gedanken käme). Das Erbgut gibt es nicht her, will sagen, die Erbanlagen reagieren nicht auf- oder miteinander. Man kann also nicht einen Tier-Menschen wie beispielsweise den Minotaurus (Mensch-Stier, aus der griechi-

schen Sage) durch schlichte Kreuzung der Genanlagen erzeugen.

Und im Norden, nun, da haben sie (gar in den unwirtlichen, kalten Nächten) ja immer schon gerne einen „Becher“ gehoben:

„Nach Olaus' Zeugnis geschah die Wolfsverwandlung im Norden dadurch, daß mit bestimmten Beschwörungsformen ein Becher geleert wurde.“ (Perty, S. 341)

Also, auch heute aufgepaßt beim Leeren eines Bechers, vielleicht verwandelt man sich dabei ja überraschend in einen Wolf oder in eine Hyäne:

„Bei der Hyänanthropie in Habesch kommt etwas Besonderes vor. Es sollen sich dort die Eisen- und Thonarbeiter, bei den Amabaras **B u d a** genannt, ein verachtetes und gefürchtetes Geschlecht, welches sich durch einen besonders goldenen Ohrring von den andern Klassen unterscheidet, in Hyänen verwandeln. Coffin hat diese Art Ringe

oft bei Hyänen gefunden, die er selbst geschossen oder mit dem Speer getötet, aber nie herausbringen können, wie die Ringe an sie gekommen seien. Vielleicht hängen die Buda, um einen irgendwie für sie nützlichen Wahn zu erhalten, gefangenen jungen Hyänen solche Ringe an. Coffin läßt einen Buda-Diener, der Urlaub begehrt hat, von sich gehen und dreht den Kopf weg; da ruft ein Anderer: seht, er verwandelt sich in eine Hyäne; als Coffin wieder hinblickt, sieht er in der ganzen freien Ebene den Diener nicht, aber etwa 100 Schritt weit eine große Hyäne laufen. ... Dies erkläre ich so, daß der Buda, wie er sich entfernte, in den zoanthropischen Zustand einging und dem gemäß auch in den Andern die Vision der Hyäne erzeugte, welche er im Geiste geworden war.“ (Perty, s. 343)

Zunächst also einmal, Vorsicht mit dem Trinken! Zumindest im Hohen Norden. Wer weiß schon, was dabei herauskommt! Auf der anderen, und zwar alkoholunabhängigen Seite: Magisches Wirken

(man erscheine anderen etwa als Hyäne) wirkt insofern jedenfalls befremdlich. Aber, ist magisches Wirken nicht doch, und zwar auch auf ganz andere Weise möglich?

„Weil diese [die magische Kraft] nicht oder nur zum kleinsten Theil in das Bewußtsein fällt, so wissen auch Jene, welche magisch wirken, nichts Näheres über den Vorgang, als daß er in einer besondern Erregung des Willens beruhe. Von ethischen Principien ist hiebei ganz abzusehen; die magischen Kräfte sind an und für sich indifferent [gleichgültig] wie Naturkräfte, können zum Verderben wie zum Heile, zum Schaden wie zum Nutzen dienen, je nach der Gesinnung und Geistesrichtung des Individuums, bezwecken in vielen Fällen auch nur Kundgebung in bedeutungsvollen Momenten, so die Fernwirkungen. Die Größe der Wirkung ist extensiv wie intensiv kaum zu bestimmen, aber jedenfalls sehr bedeutend, bis zur Beherrschung der Körper und Geister, weil das Peripherische [Randständige] und Niedrigere überall dem Centralen und

Höher untergeordnet ist.“ (Perty, S. 344)

Der zitierte Autor (Maximilian Perty) führt nun eine wohlbekannte besondere Größe hierzu an, nämlich den bedeutendsten deutschen Dichter, Johann Wolfgang Goethe:

„Auch Goethe begriff das, wenn er sagte: ‘Menschen, in denen das Dämonische hervortritt, ... eine ungeheure Kraft geht aus von ihnen, sie üben eine ungläubliche Gewalt über alle Geschöpfe, selbst über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich solche Wirkung zu erstrecken vermag?’„ (Perty, S. 344)

Man beachte das bitte, „Gewalt ... selbst über die Elemente“. Diese Elemente sind bekanntlich insbesondere im Wetter gegeben. Also, Einfluß bestimmter oder gar aller Menschen auf das Wetter (auf jeden Fall aber unter bestimmten Umständen)? Ich erinnere hier wieder einmal an mein eigenes Buch „Die wahre Geschichte“, worin zahl-

reiche Beispiele der Wirkweise auf das Wetter, insbesondere in Kriegszeiten, angeführt werden.

Hierzu und zu Goethe weist Perty folgende Fußnote auf:

„Attrativa nennen die Italiener die unbedingte unheimliche Gewalt, die ein Mensch über den Willen eines Andern und auch über die Thiere hat. Goethe führt in der italienischen Reise ... an, daß sie dem h. Philippo Neri auf das Kräftigste verliehen war. So habe sich ihm der Hund eines Freundes angeschlossen und trotz aller Bemühungen des frühern Herrn sich nie mehr von ihm getrennt. Goethe behauptet auch (bei Eckermann...), daß Menschen aus der Ferne eine Anziehungskraft ausüben könnten – besonders stark Liebende – und führt aus seinem eigenen Leben an, daß die heftige Sehnsucht nach der Geliebten ihm dieselbe entgegengeführt habe.“ (Perty, S. 344 f, Fußnote)

Also, es gibt Fernwirkung und „magischen“ Einfluß, wenn Goethe das schon sagt. Oh

ja, die großen Dichter. Shakespeare etwa mit seinem Verweis auf das Unterbewußte. Fernwirkung auf andere ja; die Frage dabei wäre aber, wie weit ist dieselbe möglich?

„Die magischen Kräfte, welche durch nichts anderes ersetzt werden können, richten sich als Fascination entweder auf den Geist Anderer und erzeugen in diesem besondere Sensationen, Vorstellungen und Begehren, oft auch das Bild der eigenen Gestalt, wirken verblendend, lähmend, verkehrend auf die Sinne, so daß die Dinge anders als sie sind oder auch gar nicht wahrgenommen werden, oder sie bringen Licht- und Schallphänomene hervor oder erscheinen als die Körper bewegende, bei größerer Intensität die Materie verändernde, umgestaltende, selbst verflüchtigende Thätigkeit. Hiernach ergeben sich verschiedene Gruppen, welche unter den Abschnitten der Magie und des Zaubers, der Spukerei, der Fernwirkung, der sogenannten Geistererscheinungen und Wunderheilungen abgehandelt werden.“ (Perty, S. 344 f)

„Wunderheilungen“ gibt es. Sie sind persönlich unterbewußt vermittelt, und sie kommen öfters vor, als man glaubt (sie tauchen insofern nur leider in keiner Statistik auf). Man lese meinen eigenen zentralen Artikel zu diesem Thema: „Coué und Selbstbeeinflussung“, veröffentlicht in meinem Buch „Verstreute Bemerkungen 1“. Mehr aber noch das Buch von Emile Coué selber: „Autosuggestion“ (auf Deutsch im Jopp-Oesch-Verlag erschienen), welcher selber Titel („Autosuggestion“) auch nur wieder „Selbstbeeinflussung“ bedeutet. Ja, wir haben ein persönliches Unterbewußtsein, und selbiges wirkt gerne auch nicht nur einmal „Wunder“.

Maximilian Perty handelt also von den Gruppen der „magischen Kräfte“. Magisch, das ist vor allem unverstanden. Was die zitierte Veränderung der Materie betrifft, so ist ein solcher Effekt nur in geringem Ausmaß gegeben; er tritt vor allem bei elektrischen oder elektronischen Einrichtungen auf.

Was hier vor allem interessiert, das ist das (persönliche) Unterbewußtsein. Wir haben gesundheitshalber unterbewußt et-

was Göttliches in uns. Selbiges kann man, wie angeführt, gebrauchen oder auch mißbrauchen. Zum möglichen Mißbrauch sei nochmals angeführt, man kann von einem Mißbrauch auch im Eigeninteresse des „Nutzers“ nur nachhaltig abraten, weil, wie alle Autoren der esoterischen Literatur hierzu schreiben, das Ergebnis des Mißbrauchs letzten Endes immer auf den frevelnden Urheber (der sich nur vorübergehend stark und mächtig dünkt) böse zurückfällt.